Wie die Franzosen Krieg führen!

Ein Beitrag

zur Sitten- und Kultur-Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von *,*

Berlin.
Carl Duncker's Verlag.
C. Heymons.
1871.

Wie die Franzosen Krieg führen!

Ein Beitrag

zur Sitten- und Kultur-Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von ***

Berlin.
Carl Duncker's Verlag.
C. Heymons.
1871.

Vorwort.

Indem wir in Folgendem einen großen Theil der Schandthaten zusammenstellen, welche in allen Theilen Frankreichs, in allen Schichten der französischen Bevölkerung, von orleanistischen Prinzen an bis hinab zum Bürgerstande und der Landbevölkerung, gegen deutsche Soldaten, Beamte, Aerzte während der gegenwärtigen Kriegsperiode verübt wurden, glauben wir eine Pflicht gegen Die zu erfüllen, welche, für ihr Vaterland leidend, die Opfer solcher Brutalität geworden sind.

Alle Kreise aber wie jeden Einzelnen, denen diese Seiten Gelegenheit dazu geben, namentlich die verehrlichen Zeitungs-Redactionen, ersuchen wir, behufs Vervollständigung dieser Sammlung und im Interesse des Zweckes derselben, — der „Verlagshandlung von Carl Duncker (C. Heymons), Berlin, Französische-Straße 20a." Mittheilung geben zu wollen von ferneren denselben bekannt gewordenen Zügen französischer Rohheit und Kriegsverwilderung.

Der Herausgeber.

Berlin, im Februar 1871.

Einleitung.

Das Jahr 1870 hat uns des Unerwarteten und Wunderbaren so Vieles gebracht, daß das alte „nichts Neues unter der Sonne" schier zur Mythe geworden zu sein scheint. Fast wäre man geneigt zu glauben, daß die deutsche Heeresleitung mit ihren staunenerregenden Erfolgen, daß diese selbst den Kulminationspunkt all' des Erreichbaren und Menschenmöglichen bilden müßten und dennoch ist das leider ein Irrthum, denn die wunderbarste Leistung dieses wunderbaren Krieges bleibt doch auf der Seite unserer Gegner: es ist das nec plus ultra von Vertragsbruch, völkerrechtswidrigem Betragen, bodenloser Gemeinheit und ruchlosester Brutalität auf allen Theatern des weiten Kriegsschauplatzes, auf allen Gebieten der Kriegführung.

Von des Herzogs von Gramont „même les femmes ne seraient pas épargnées" an bis zu den letzten Ausbrüchen Victor Hugo's und Louis Blanc's, von der Berufung afrikanischer Horden auf einen europäischen Kriegsschauplatz bis zu den fast stereotyp gewordenen Scheußlichkeiten von Bürgern der „großen Nation" ziehen sich die Gräuelthaten und Bestialitäten unserer Feinde wie ein rother Faden durch alle Stadien dieses von ihnen so frevelhaft begonnenen Krieges, dessen Vergleich mit einem „Duell beider Völker," wie unscheinbar er klingt, zur Genüge die unmoralische Anschauung documentirt, mit welcher jener ins Werk gesetzt und durchgeführt worden.

Seit Mosis: „Die Stimme Deines Bruders Blutes schreiet zu mir von der Erde" hat diesem Satze keine blutigere Wahrheit, seit Jahrtausenden dem Worte „himmelschreiend" kein furchtbarerer Sinn zu Grunde gelegen als in unseren Tagen, in denen unter Hintansetzung jeglichen Gefühles von Recht und Menschlichkeit dem Kriege von Seiten der Franzosen tagtäglich mehr und mehr der Charakter einer aus Größenwahnsinn hervorgegangenen Wuth aufgeprägt worden ist.

Was wäre Deutschland heute, wenn es der Schauplatz all' jener Barbareien geworden wäre, die die Franzosen auf dem Grund und Boden ihres eigenen Vaterlandes sich haben zu Schulden kommen lassen, ihres eigenen Landes, das sie „von den deutschen Horden besudelt" nennen, während sie fast stündlich es selbst entweihen. Was

war unserem deutschen Vaterlande Alles zugedacht? Wie würden die Tage Ludwigs XIV. in der Pfalz in potenzirtem Maaßstabe sich wiederholt haben? Daß solche Pläne unserer westlichen Nachbarn nicht zur Ausführung gelangt, daß deren Eroberungs- und Rache-Pläne nur Pläne, Absichten wie die Gramont's nur Absichten geblieben sind, das verdanken wir unsern tapfern Heeren und deren Führern. Sie retteten Deutschland vor Frankreich, das jetzt wie damals denselben Ueberfall im tiefsten Frieden unternahm, dieselbe Verletzung des gegebenen Ehrenwortes, dieselben Scheußlichkeiten in der Kriegführung zeigte! Ein Franzose, Delille, wiederholte in seinem 1782 erschienenen Lehrgedichte „les jardins" den deutschen Ausspruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", — und die Weltgeschichte wird richten und hat gerichtet.

Die Geschichte hat es uns aufbewahrt, wie die Horden Ludwigs XIV. vor zweihundert Jahren in der Pfalz gesengt, gebrannt, geplündert haben; ein uns vorliegendes Buch „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig" berichtet uns bezüglich der Schlacht bei Crefeld am 23. Juni 1758: „daß die Zahl der Todten geringer gewesen sein würde, wenn die Franzosen nicht gegen allen Kriegsgebrauch mit Strohwischen, die voll von krummgebogenen Nägeln gesteckt, geschossen hätten." So war französische Kriegführung im 17., im 18. Jahrhundert, so ist sie auch im 19. geblieben. In diesem Punkte wie in vielen anderen, hat die „civilisirteste Nation der Welt" keine Fortschritte, vielmehr Rückschritte gemacht. Und eine solche Nation glaubt in ihrer Eitelkeit, in ihrem grenzenlosen Hochmuth, in ihrer frevelhaften Geringschätzung anderer Völker, alles sich gegen diese herausnehmen zu können! Es ist eine ganz eigene Logik, welche die Franzosen für sich in Anspruch nehmen und die in dem Satze gipfelt: „Wir Franzosen dürfen zwar auf Andere hinüberschießen, aber das Herüberschießen gilt nicht." Die „Allgemeine Zeitung" vom 31. Januar 1871 führt unter der Ueberschrift „Die Logik der Kanonenkugel" dieses Thema in nachfolgendem Artikel trefflich aus:

„Dieser eben erwähnte Satz ist es, welcher mehr oder weniger implicite in den mannichfachsten Formen seine Anwendung gefunden, oder wenigstens gesucht hat; und da die allgemeine Rede geht, daß der französische Geist, wie die französische Sprache sich ganz besonders auszeichnen durch das Klare und Bündige, Exactheit und logische Schärfe, so geschah es wohl im Vertrauen auf diesen guten Ruf, daß auch andere civilisirte Völker, wie das englische und italienische, besagten Spruch mit Vergnügen als Appendix in ihre völkerrechtliche Logik aufnahmen, und ihn mit ebensoviel Biederkeit als Geist und Begeisterung verfechten, wenigstens so lange als die Chassepotkugeln nur uns Deutschen auf unsere kimmerischen Pelze brennen. Sonderbar daß dieses von Kant und Hegel geschulte Volk selbst eine so einfache Wahrheit nicht begreifen will!

Daß man von Paris nach Berlin eine Linie ziehen könne, und daß diese Linie um so angenehmer zu bewandeln sei, je mehr sie sich der Eigenschaft einer Geraden nähere — das haben die Schüler des Laplace von je her vollkommen begriffen. Daß man aber auch von Berlin aus derartige Linien ziehen und bewandeln und eines Tags mit einer halben Million Streitern vor Paris stehen könne — das war nicht nur eine logische und mathematische, das war eine sittliche Unmöglichkeit, eine Barbarei, eine mécanique scéleste! — wenn es erlaubt ist, den französischen Sprachsatz mit diesem Wort zu bereichern. Und nicht etwa nur in den Augen der ungebildeten Massen, der zweibeinigen Instinct-Heerde, nein auch nach den Begriffen der sittlichen und geistigen Häupter der Nation. Soviel wir uns erinnern, werden die Aussprüche der Bergpredigt von dem linksrheinischen Verfasser des Lebens Jesu keineswegs zu den Apokryphen gerechnet; trotzdem meinte er in der Antwort an seinen rechtsrheinischen Collegen in Christo: Elsaß und Lothringen als deutsches Gut zu erklären, sei ein großes Unrecht, aber das kleine Luxemburg hätten die Deutschen immerhin den Franzosen überlassen sollen, videlicet — das Hinüberschießen auf die Deutschen sei ganz in der Ordnung, aber das Herüberschießen auf die Franzosen sei eine Schändlichkeit. Und so hörten wir den frommen Hrn. Guizot und den geschichtskundigen Hrn. Thiers und viele andere Leute, jeden in seiner Weise verkünden.

Nun haben uns also, post varios casus, die Götter gestattet die deutsche Wagenburg um Paris zu schlagen, und siehe, lauter, kühner als je wird uns mit den französischen Kanonenkugeln das alte Axiom in unsere Zelte geschleudert. Gleich dem alten Priamus, der als König allerdings royalistisch und nicht republicanisch war, steht Hr. Victor Hugo auf den Zinnen und spricht: Ich bin nicht mehr Victor Hugo, Frankreich hat mich bewaffnet, ich bin nur noch Frankreich, ich bin Paris, ich bin Mauer! Ganz wie Thoms Schnauz im „Sommernachtstraum“:

„Der Mörtel und der Lehm und dieser Stein thut zeigen,
„Daß ich bin eine Wand, ich kann es nit verschweigen.“

Und so wie Hr. Victor Hugo, wenn auch bescheidener und in minder abgeschmackter Form, sprachen und sprechen noch Zehntausende in Paris. „Vor den Mauern von Paris soll das deutsche Heer zu Grunde gehen oder unter diesen Mauern werden wir fallen“ — so hörten wir es tausendstimmig rufen, und wir haben den Ruf löblich und correct gefunden. Nicht so correct finden wir heute, was unsere Widersacher gegen die deutscherseits genommenen Maßregeln anführen. Und zwar ist der Hr. Graf v. Chambord durchaus im Irrthum, wenn er („Union“ vom 11. Jan.) seine Stimme für ganz besonders nothwendig hält, um „zur Welt zu sprechen für die Stadt Clodwigs, der Clotilde und der Genoveva, für die Stadt Karls des Großen, Ludwigs des Heiligen, Philipp Augusts und Heinrichs IV. (s. u.), für die Stadt der Wissenschaft,

der Kunst und Civilisation;" wenn er „die Völker und die Könige zu Zeugen ruft, und protestirt gegen den blutigsten und beklagenswerthesten Krieg, der jemals gewesen ist, gegen die Ruinen seines Vaterlandes, welche zur Erde und zum Himmel schreien, sicher der Sympathie der Menschen zu begegnen, und alles erwartend von der Gerechtigkeit Gottes." Nicht dem Hrn. Grafen v. Chambord *) allein „entreißt das Bombardement von Paris einen Schrei, den er nicht zurückhalten kann". O nein, denn einmal ist „die gute Stadt Paris meiner Ahnen" noch lange nicht in jenem Abgrund infernalen Elends angekommen, in welchen sie der gute Ahne Heinrich IV. durch seine Belagerung gestürzt hat; und zum zweiten gibt es noch ganz andere Leute, welche, wenn auch ohne so viel mythologischen Quark, ganz dieselben rechtlosen Protestrufe erheben.

Hr. Jules Favre, der französische Minister der lyrischen und melodramatischen Angelegenheiten, sagt in einem Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs, d. d. Paris, 12. Jan.: „Es sind acht Tage, daß der Obercommandant der preußischen Armee plötzlich, ohne die Waffenlosen und Neutralen zu benachrichtigen, unsere Gebäude mit seinen Wurfgeschossen bedeckt. Es scheint, daß er unsere Spitäler, unsere Schulen, unsere Tempel und Ambulanzen mit Vorliebe gewählt hat. Die Frauen werden in ihren Betten getödtet, die Kinder in den Armen ihrer Mütter wie unter den Augen ihrer Lehrer; gestern begleiteten wir zu ihrer letzten Ruhestätte fünf kleine Särge junger Zöglinge, niedergeschmettert unter dem Gewicht einer Bombe von 180 Pfund. Die Kirche, wo ihre sterblichen Ueberbleibsel vom Priester gesegnet und von den Thränen ihrer Eltern benetzt wurden, legte durch ihre Mauern, die in der Nacht durchlöchert worden waren, Zeugniß von der Wuth der Angreifer ab. Ich weiß nicht, wie lange diese unmenschlichen Hinschlachtungen dauern werden. Für den Angriff nutzlos, sind sie nur ein Act der Verwüstung und des Mordes, dazu bestimmt, Schrecken zu verbreiten."

Wenn Hr. Favre ein ehrlicher Mann wäre, so hätte er eine Statistik aller durch das bisherige Bombardement angerichteten Schädigungen an Menschen und Gebäuden geben müssen, und dann könnten die, an welche seine Klage gerichtet ist, selbst ausrechnen, in welchem Verhältnisse Weiber und Kinder, Schulen und Kirchen und Krankenlager berührt worden sind. Hr. Favre hütet sich wohl vor einer solchen Zusammenstellung. Und selbst wenn aus ihr sich erwiese, daß mehr unschuldige als schuldige Objecte getroffen werden, so würde daraus noch lange nicht folgen, daß der Feind dieselben „mit Vorliebe zu wählen scheine." Hr. Favre weiß so gut wie wir daß eine solche Wahl bis jetzt für den Belagerer eine physische

*) Gelegentlich bemerkt, ein Verwandter jenes angenehmen dito französischen Prinzen, welcher die Bürger von Weißenburg öffentlich belobte, weil sie meuchlerisch auf die deutschen Soldaten geschossen hatten.

Unmöglichkeit ist, daß auf Entfernungen von fast einer deutschen Meile die einzelnen Gebäude nicht zu unterscheiden sind, ja selbst die Flugweite der Geschosse nicht streng controlirt werden kann. Sind die französischen Bomben vielleicht „stubenrein" dressirt wie ein Jagdhund? oder „auf den Mann" wie ein Bullenbeißer? Tragen sie neben ihrem Zeitzünder noch eine Moralitätsscala, kraft deren sie nur den activen Feind treffen, und über der Hütte des Landmanns, über der Wiege des Säuglings stehen bleiben wie die Sonne über dem Thal Ajalon?

Die Straßburger wenigstens haben unsern Geschossen eine derartige Discretion zugemuthet, und haben an sie geglaubt. Neun Tage lang fielen die Bomben in ihre Häuser, und nicht eine Hand rührte sich, um auch nur ein Blatt jener unersetzlichen Schätze der Bibliothek zu bergen. Und als nun wirklich am neunten oder zehnten Tag ein unglückseliges Geschoß jenes Gebäude erreichte, als in Flammen aufging, was mit leichtester Mühe gerettet werden konnte — da schrie man vor Europa über die deutschen Vandalen. So auch heute die Pariser. Jahrelang haben sie geprahlt wie so viel weiter ihre Chassepots tragen, als die altmodische Zündnadelbüchse, und wie theuer die Deutschen einst diese Wahrheit bezahlen werden. Es war auch eine Wahrheit, und Tausende von braven deutschen Soldaten haben sie mit Leben und Gliedern gebüßt. Das behagte den Herren vortrefflich. Jetzt aber, wo unsere Kanonenrohre weiter tragen und sicherer treffen — jetzt entblöden sie sich nicht, bei den Höfen Europa's umherzuwinseln und über Barbarei zu klagen. „Fünf Kinder niedergeschmettert unter dem Gewicht einer 180pfündigen Bombe!" Wie rührend klingt das, und doch wie unendlich lächerlich! Warum denn riß den Tag vorher eine französische Granate jenen blutarmen preußischen Landwehrmann von seiner kranken Frau und fünf hungernden Kindern weg, und warum verschonte sie den jungen ledigen Officier welcher daneben stand, und der 10,000 Thlr. Jahresrenten zu verzehren hat? Warum stellten sich nicht statt jener fünf Kinder fünf Pariser Nationalgardisten — doch, diese sind ja nie zu finden, wo eine Kugel fliegt — warum stellte nicht Hr. Favre selbst sich dorthin oder Hr. Victor Hugo Schnauz, alias Mauer? Wir können den Herren versichern: unsere Bombe hätte sie mit demselben unparteiischen Aplomb zerschmettert. „Wir schießen soweit's langt," hörten wir jüngst einen bayerischen Jäger sagen, und wir fliegen soweit es geht, und zermalmen wen es trifft — das ist die Logik der Kononenkugel. An diese Logik, an die ultima ratio nicht bloß der Könige, nein auch der Völker, haben — nicht wir, sondern haben die Franzosen appellirt; so mögen sie auch den Urtheilssprüchen dieser Logik sich beugen, über welche hinaus es keine Instanz mehr gibt.

Nicht auf Weiber und Kinder sind unsere Feuerrohre gerichtet, sondern auf die Männer der Festungsstadt Paris, auf die Mühlen, wo sie ihr Korn mahlen, auf die Magazine, aus denen Roß und

Mann sich immer neue Kraft zum Leben und Kämpfen holt, auf die Anstalten, wo sie ihre Kanonen gießen, auf die Dächer, unter denen sie ihre Krieger bergen. Vom Leibe bleibe man uns mit dem pharisäischen Gewimmer, daß Paris eine Stadt und keine Festung sei. Als ob wir vergessen hätten, was jene Stadt uns tausendmal geschworen: daß jedes Haus in ihr eine Festung sein werde, daß jedes Gäßchen von uns erkämpft werden müsse, daß ihre Mauern uns begraben werden; als ob wir nicht wüßten, daß ein besonderer Minister ernannt ist, dessen Barricaden uns jeden Zoll des Bodens streitig zu machen berufen sind.

Aber das war von Anfang dieses Krieges der Fluch, der auf seinen Beginnern lastete — die wahnwitzige Verblendung, die jeder hohen Leistung sich vermaß, und vor der es ein Verbrechen war, auch nur an die Möglichkeit zu denken, daß es anders kommen könne; die ohne jede Vorbereitung in jedes Abenteuer stürzt, die traurigen Folgen aber lügnerisch feige von sich ab auf den Angegriffenen wälzt; die jetzt endlich von Hrn. Victor Hugo herab noch tiefer gesunken ist bis auf die letzte Stufe der Erniedrigung in Hrn. Jules Favre, der, statt seines Amts zu pflegen, auf den Kirchhöfen herumtrottelt, sentimentale Reden und Thränen verübt über das unschuldige Opfer einer verirrten Kugel, und sich nicht schämt den Ministern Europa's schmachtlappige Depeschen vorzuwimmern über die deutschen Barbaren, welche, nicht zufrieden damit, daß man auf sie hinüberschieße, die Unverschämtheit haben auch herüberzuschießen."

So bündig hier dem französischen Dünkel heimgeleuchtet wird, so klar beantwortet die Depesche des Grafen Bismarck vom 9. Januar aus Versailles in kräftigster Weise die Anschuldigungen, welche ein gewisser Graf Chaudordy den deutschen Heeren zur Last zu legen gewagt hat. Wir werden auf diese Depesche in der nachfolgenden Sammlung vielfach zurückkommen.

Das Material französischer Grausamkeiten ist leider reichhaltig genug, Bände mit demselben zu füllen: in den nachfolgenden Seiten sollen einzelne Züge mitgetheilt werden, wie deren auf den verschiedenen Gebieten des Krieges vorgekommen sind, einzelne, aber nicht immer die schlimmsten, denn letztere sind stellenweise derart, daß sie sich in der That gar nicht wiedergeben lassen, ohne Sitte wie Gefühl gleicher Weise zu verletzen.

Dem entsprechend wird in kurzen Zügen das brutale Verfahren unserer Feinde in einzelnen Gruppen beleuchtet werden: die Behandlung deutscher Kriegsgefangenen in Frankreich, die grundsätzliche Mißachtung des allgemeinen Völkerrechts, Ehrlosigkeit von Offizieren, Grausamkeiten von Soldaten, das Verhalten der französischen Presse, sowie das einiger hervorragender Personen und selbst einzelner Behörden, — das etwa sind die Sujets der schattenreichen Gemälde, welche den Ruhm und den Ruf Frankreichs mehr untergraben, als alle Verluste auf dem Schlachtfelde dies je vermocht hätten.

Behandlung deutscher Kriegsgefangenen in Frankreich.

Wenn es auch nicht möglich sein wird, die nachstehenden bedauernswerthen Beweise französischer Civilisation in genau chronologischer Reihenfolge aufzuführen, so soll doch die letztere, soweit das eben möglich, wenigstens innerhalb jedes einzelnen Abschnittes festgehalten werden.

In diesem ersten Kapitel fränkischer Brutalitäten können wir leider mit einem Datum beginnen, an welchem der Krieg noch nicht einmal erklärt, die Leidenschaften in Frankreich aber bereits nichts destoweniger erregt worden waren: der Fall bezieht sich als erster dieser Art noch nicht auf Kriegsgefangene, sondern auf friedliche Reisende deutscher Abkunft, die auf einer Seereise am 15. Juli 1870 die Hafenstadt le Havre berührten.

Die „Kölnische Zeitung" vom 27. November 1870 erzählt dies erste Beispiel französischer Gemeinheiten wie folgt:

„Ein Schlesier, welcher 1866 als einjährig Freiwilliger im Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 den ganzen Feldzug gegen Oestreich glücklich mitgemacht, fuhr in Begleitung eines Anverwandten am 13. Juli auf der „Cimbria", um Verwandte zu besuchen, nach Amerika. Am 15. Juli kam die „Cimbria" frühzeitig vor Havre, wohin sie Passagiere brachte, an. Als kurz vor Mittag die Flut erlaubte, einzufahren, gingen die Beiden ans Land, um einen seit 30 Jahren dort ansässigen Onkel zu besuchen. Der Weg führte sie bei der Telegraphenstation vorüber, vor welcher sie große, sehr aufgeregte Menschenmassen versammelt fanden. Die sich dabei sehr laut kundgebenden Ausrufungen und Schmähungen gegen Preußen und Bismarck veranlaßten die Reisenden, sich heranzudrängen, um die Ursache der Aufregung kennen zu lernen. *So fanden sie denn zu ihrem Erstaunen am 15. Juli bereits die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen öffentlich durch Plakate angezeigt.* Beide waren sofort entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren; sie gingen direct zum Norddeutschen Bundesconsul, um sich Gewißheit und Rath zu holen; dieser bestätigte die unerwartete Nachricht, und rieth, auf dem Seewege über Hamburg zurückzufahren. Bei dieser Gelegenheit erfuhren die beiden jungen Leute, daß Tags zuvor, als gegen Hundert Deutsche in

Havre abführen, der Pöbel Excesse verübt und die Deutschen insultirt habe, und daß sich dies wiederholen würde, wenn sich der Rest der wenigen noch dort befindlichen Deutschen einschiffen würde. Hierauf suchten die beiden Landsleute Gelegenheit nach Hamburg, und fanden diese auch in dem mit rohen Häuten beladenen Schiff „Urania", welches die Nacht bei eingetretener Flut abfahren wollte. Wie gedacht, war der Pöbel des Abends wieder in großer Aufregung; man lauerte den Deutschen auf, und diese mußten sehen, wie sie einzeln in der dunkeln Mitternacht die „Urania" erreichten. Die beiden Reisenden holte der Capitän und führte sie einen für Ungeübte gefährlichen Weg. Ueber fünf fremde Schiffe kletternd, kamen nach und nach 25 junge Männer an Bord. Sowohl die „Cimbria" als die „Urania" fuhren ab, während Steine und Koth nach ihnen geworfen wurden. Die „Cimbria" konnte sich nicht so viel Zeit nehmen, um den beiden Deutschen das Reisegepäck herauszugeben; dasselbe segelte mit nach New-York. Nach einer langsamen und — da alle Sicherheitszeichen bereits an der Küste verschwunden waren — unsicheren Fahrt von vier Tagen und vier Nächten, unter Proviantmangel leidend, weil die „Urania" nur für ihre Bemannung von zwölf Köpfen versorgt war, kamen sämmtliche 25 Passagiere glücklich in Hamburg an, wo sie mit großem Enthusiasmus empfangen wurden. Unser schlesischer Landsmann eilte sofort nach Köln, wo er seit längerer Zeit seinen Aufenthalt gehabt, um sich dort einzustellen."

Diese Art und Weise, Reisende zu behandeln, war nur ein schwacher Anfang, dem bald noch ganz andere Zeichen von der Gesittung unserer westlichen Nachbarn folgen sollten. Zum Beweise lassen wir von den vielen Fällen dieser Art nur einige folgen, die zur Genüge beweisen, daß die gefangenen Deutschen in Frankreich überall im wahren Sinne des Wortes maltraitirt worden sind, gleichviel, ob sie als kämpfende Feinde mit den Waffen in der Hand, ob sie als den deutschen Heeren folgende Beamte derselben, ob sie selbst als den Feinden wie den eigenen Truppen helfende Aerzte gefangen wurden. In Nord wie Süd, in Paris, Montmedy, Pau, wo auch immer Deutsche als Kriegsgefangene hingekommen, überall dieselben Zeichen moralischer Verkommenheit in der französischen Bevölkerung, während die in Deutschland internirten Feinde auch nicht ein Wort des Spottes oder Hohnes zu erdulden hatten.

Die Depesche des Grafen Bismarck vom 9. Januar 1871 faßt in großen Zügen die Bestialitäten zusammen, die wir weiter unten näher auszuführen uns das traurige Ziel gesteckt haben.

Der Bundeskanzler sagt bezüglich dieses Punktes:

„Wie die französischen Gefangenen, deren wir eine beispiellose Menge unterzubringen haben, die verwundeten und kranken wie die gesunden, in Deutschland behandelt werden, darüber haben Krankenpfleger aus neutralen Staaten aus eigener Anschauung öffentlich

und mit Nennung ihrer Namen unaufgefordert Zeugniß abgelegt. Die deutschen Gefangenen in Frankreich, obwohl sie nicht den zehnten Theil jener Zahl erreichen, sind an manchen Orten mit unmenschlicher Härte und Vernachlässigung behandelt worden:

Ein Transport von ungefähr 300 in den Lazarethen von Orleans „gefangenen" bayerischen Kranken, die meisten entweder von Typhus und Dyssenterie befallen oder verwundet, wurden in Pau in den Zellen und Gängen des Gefängnisses zusammengepfercht, mit einem Strohbündel als Lager, und erhielten sechs Tage lang keine andere Nahrung als Brod und Wasser, bis deutsche und englische Damen sich ihrer annahmen, mit eigenen Mitteln zutraten und die widerstrebenden Behörden zu einiger Fürsorge bewogen.

An anderen Orten, insbesondere bei der Armee des Generals Faidherbe, werden die Gefangenen, bei einer Kälte von 16 Grad, in unheizbaren Bodenräumen gehalten und nicht mit Decken, nicht einmal mit warmer oder ausreichender Nahrung versehen, während in Deutschland alle zur Aufnahme von Kriegsgefangenen bestimmten Gelasse beim Eintritt des Winters mit Oefen versehen worden sind.

Die Mannschaften deutscher Kauffahrer werden nicht allein als Kriegsgefangene festgehalten, sondern wurden zu Anfang wie Verbrecher behandelt, zwei und zwei mit Ketten zusammengeschlossen, von Ort zu Ort transportirt, und erhielten eine Nahrung, die nach Beschaffenheit und Menge zu der Ernährung eines Menschen unzureichend war.

Einem rechtswidrig zum Gefangenen gemachten Civilisten wurde auf seine Beschwerde über Zurückhaltung des für ihn eingesandten Geldes schriftlich der amtliche Bescheid, es höre jede Rücksicht gegen die Gefangenen auf.

Gegen empörende Mißhandlungen der durch Städte transportirten Gefangenen durch die Bevölkerung werden letztere außerhalb Paris noch heute nicht geschützt. — In Deutschland dürfte kein Fall vorgekommen sein, daß die Bevölkerung auch nur mit einem kränkenden Worte die Achtung verletzt hätte, welche das Unglück bei gebildeten Völkern findet. Ungeachtet der von Turcos begangenen Barbareien ist keiner derselben in Deutschland beleidigt oder gar mißhandelt worden."

Zuerst einige Züge, die Behandlung gefangener Soldaten betreffend.

Das „Dresdener Journal" vom 17. Oktober 1870 liefert die vollkommen wahrheitsgetreue Schilderung eines sächsischen Unteroffiziers, der etwa Folgendes erzählt:

„Wir waren siebzehn Tage lang in Verdun in Gefangenschaft, und zwar in einem Civilgefängniß mit durch Bretterkästen verschlossenen Fenstern. Unsere Kost bestand in wenig gekochtem Fleisch, welches in einer mit Wasser stark verdünnten Brühe schwamm, und Brod ohne Gemüse.

Erst in der zweiten Woche wurden wir täglich zu einem kurzen Spaziergang unter Bedeckung an die Luft geführt. Dabei kam es vor, daß Civilisten vor uns ausspuckten; irgend etwas Gutes oder Freundliches haben uns dieselben aber niemals gethan. Mehrere Turcos warfen einmal mit Steinen nach uns.

Die meisten Gefangenen mußten ohne Stroh und ohne Decken auf der Diele liegen, bis mehrere davon krank wurden.

Mehreren Gefangenen wurde das Geld von bewaffneten Freischärlern aus den Taschen genommen; einem wurde das Erinnerungskreuz von 1866 von der Brust gerissen.

Ein französischer Soldat, welcher deutsch sprach, behauptete, sie hätten das Recht, den Gefangenen ihr Geld abzunehmen."

Weiter lesen wir in der „Badischen Landes-Zeitung" vom 11. November 1870 eine Nachricht vom 3. desselben Monats aus Versailles:

„Ein Amerikaner hatte nach dem Gefechte bei Châtillon mit eigenen Augen gesehen, wie etwa dreißig bayrische Soldaten, die man als Kriegsgefangene einbrachte, vom Pariser Pöbel mit Schmutz und Steinen geworfen und an Haar und Bärten gezupft wurden. Die Bedeckung der Nationalgarde war zu schwach, um diese von den Offizieren der Eskorte kaum verbotenen Mißhandlungen zu hindern."

Die „Posener Zeitung" vom 25. November 1870 entnimmt dem „Dziennik Poznanski", der gewiß nicht antifranzösisch ist, einen Brief aus Tours vom 15. November, in welchem außer vielen anderen charakteristischen Stellen dann auch gesagt wird:

„Die bayrischen Gefangenen, welche hier (in Tours) durchkommen, werden vom Volke, das auf sie erbittert ist, schlecht aufgenommen, wie Barbaren angesehen, zuweilen sogar beschimpft ꝛc."

Noch stärker spricht sich ein Studiosus juris, Unteroffizier im 107. Regiment, aus, der von einem Dorfe bei St. Denis an seine Eltern nach Leipzig Folgendes schreibt, das aus den „Leipziger Nachrichten" in das „Berliner Fremden- und Anzeige-Blatt" vom 9. Februar 1871 übergegangen ist:

„Seit gestern Morgen bin ich wieder frei, bin gesund, aber sehr matt und schwach. Acht Wochen Hunger und Kälte bringen das mit sich. Am 2. Dezember wurde ich bei Brie gefangen, nachdem ich am 30. November bei Champigny nur mit genauer Noth diesem Schicksal entgangen war. Wir blieben auf Fort Vincennes über Nacht, um dann den 3. früh ganz im Dunkeln nach Paris geführt zu werden. Trotzdem belästigte uns der Pariser Pöbel nicht wenig; Steinwürfe waren das Wenigste, mit Messern und Stöcken kamen sie auf uns zu. Und dabei ein unsinniges, tausendstimmiges Geschrei: Vive la Republique! à bas les Prussiens, Bismarck caput! ꝛc. Wir waren Alle herzlich froh, als wir nach La Roquette kamen. Später, als das Bombardement begann, wurden wir in das maison de Correction de la santé

gebracht, ein niederträchtiger Streich, da die Granaten schon hineingeflogen waren und noch in Einem fort herumpfiffen. Dabei alle zwei Tage ein Brod, später alle drei Tage, täglich ein kleines Stück Pferdefleisch, Reis, der auch bald wegfiel. Wir lagen in kleinen Zellen, wo es bitter kalt war; wenn die Witterung wärmer wurde, so lief das Wasser massenhaft an den Wänden herab. Für unser gutes Geld gab es noch schlechten Zucker und Cigarren, desgleichen Brod zu kaufen, das schließlich aber so schlecht wurde, daß es ganz ungenießbar war 2c."

Aehnliche und noch ausführlichere Berichte liegen über die Behandlung deutscher Kriegsgefangenen an anderen Orten vor, so bringt die „Bonner Zeitung" den Brief eines in Montmedy gefangen gewesenen Soldaten, dem die „Bank- und Handels-Zeitung" vom 7. Januar 1871 Folgendes entnimmt:

„Das Gebäude, welches uns, 7 Offiziere und 237 Mann, aufnahm, war ein Zuchthaus, und die Zuchthausregeln sind auch auf uns angewandt worden. Man schloß uns bei Dunkelwerden ein, und schloß die Zellen bei Tagesanbruch wieder auf, so daß wir in der ersten Hälfte des December ca. 14 Stunden eingesperrt waren. Selbst die Offiziere unterlagen dieser rigorösen Maßregel in den ersten Wochen, und erst später hat man ihre Einschließung fallen lassen. Weder ihnen noch uns war es gestattet, außerhalb des Correctionshauses zu promeniren und frische Luft zu schöpfen. So haben denn die Offiziere und die meisten der übrigen Gefangenen erst nach neun Wochen wieder die frische Luft mit Wollust einsaugen können. Nur Einzelnen von uns war gelegentlich des Brod- oder Fleischfassens in der unteren Stadt ein Blick in Gottes freier Natur gestattet; und wie drängte man sich zu einer an sich wenig annehmlichen Beschäftigung, um nur einmal in das reizende Maasthal mit seinen anmuthigen Geländen hinabsteigen zu können. Aber kam man dann zurück in's Gefängniß, auf die Bude, wo vierzig Lungen Tag und Nacht beschäftigt, das spärliche Quantum Sauerstoff gierig einzusaugen — welch' ein Abstand! Nachts dienten uns nur die Mäntel zur Bedeckung, und Vielen waren auch diese noch geraubt worden, dennoch mußte der Luftvergiftung wegen Nachts ein Fenster offen bleiben. Für die französischen, angeblicher Preußenfreundlichkeit wegen oder Militärvergehens halber eingesperrten Gefangenen, die mit uns zusammen lagen, hatte man Decken und Strohsäcke hinreichend. Dieselben wurden auch besser ernährt. Unsere Nahrung bestand aus einem Schoppen Suppe um 10 Uhr Morgens — laues, schales Schüsselwasser, manchmal noch verdorben durch Hinzugießen ungekochten Regenwassers, welches Diarrhoe erzeugte. Mittags 12 Uhr gab es einen halben Schoppen Caffee mit darin aufgelöstem Zucker, dessen ziemliche Qualität anzuerkennen war. Der um 4 Uhr wieder ausgetheilte Schoppen Suppe mit einem wenig Reis und 1½ bis 2 Loth Rindfleisch konnte nur dann eine halbe Sättigung bewirken,

wenn in denselben Brod gebrockt wurde, welches mit 12 bis 15 Loth pro Mann und Tag geliefert wurde. Hätte die Quantität des ziemlich guten Brodes der Qualität entsprochen, so würde eine annäherungsweise Sättigung, trotz der winzigen Fleischration und Wassersuppe wohl zu erzielen gewesen sein. Aber zur Sättigung war man auf englischen Schiffszwiebackt geringster Qualität hingewiesen, welcher, wenig schmackhaft, zum Sattessen nicht einlud. Eine gute Qualität Zwieback wurde meist von den Franzosen verzehrt, resp. von denselben geraubt, wobei der uns gegenüber brutale Chef de la Maison de correction, Monsieur Franc, die Augen zuzudrücken schien. Wasser erhielten wir aus der Cysterne, in welche die Dachrinnen mündeten. Daß da manchmal weder Wasser zum Trinken noch zum Waschen vorhanden war, kann man sich leicht vorstellen."

Einen weiteren Beitrag zur Geschichte der Mißhandlung deutscher Soldaten in französischer Gefangenschaft giebt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 22. Januar 1871, welche bezüglich des letzterwähnten Falles und im speziellen Hinblick auf die in Stenay zu Gefangenen gemachten und dann über zwei Monate in Montmedy festgehaltenen deutschen Soldaten wie nachstehend berichtet:

„Offiziere wie Soldaten wurden auf Befehl des Commandanten Ribaut im Zuchthause untergebracht, welches bei Tage wie bei Nacht verschlossen blieb. Der Aufenthaltsort der Offiziere war bei Tage im Zimmer des Gefangenenaufsehers, und es war ihnen bei strengster Haft verboten, ans Fenster zu treten. Bei Nacht schloß man sie zu zwei und zweien in Verbrecherzellen ein. Ueber der Thüre der einen Zelle stand: „Für jugendliche Verbrecher", über der Thüre der anderen: „Für Diebe und Bankerotteure." Auch waren die Gefangenen im Zuchthausregister mit laufender Nummer eingetragen. Volle drei Wochen ließ sich weder der Commandant noch ein anderer Offizier bei ihnen blicken, um sich nach ihren etwaigen Wünschen zu erkundigen; in der Zwischenzeit waren sie der Willkür und Laune des Gefangenenaufsehers, eines ehemaligen Zuaven-Unteroffiziers, überlassen, der sich Unarten und selbst Drohungen gegen sie erlaubte. Die Rationen waren dieselben für die Offiziere wie für die Leute und sehr mangelhaft. Erst bekamen die französischen Verbrecher die Suppe, dann goß man ein paar Eimer kaltes Wasser zu, und hierauf erst wurden die Gefangenen gespeist. Die Säle, wo die Leute untergebracht waren, waren überfüllt und nicht geheizt, Stroh gab es nur wenig, Decken erhielten nur einige. Von Zudecken mit den Mänteln war bei den Meisten eben so wenig die Rede, als vom Wechseln der Wäsche, da man ihnen Mäntel, Hemden und Strümpfe bei der Gefangennahme abgenommen hatte. Eben so waren den gefangenen Soldaten Geld, Uhren und andere Werthsachen, besonders von Sergeanten und Corporalen, unter

dem Vorwande, die Sachen in Verwahrung nehmen zu wollen, entwendet worden, und Anzeigen, deshalb beim Commandanten erstattet, hatten nie Erfolg gehabt. Man sagte, die Garnison habe seit August keine Löhnung bekommen, und so müsse sie sich auf diese Weise entschädigen. Die gefangenen Soldaten durften am Tage auf einen Hof treten, der 3 Schritt breit und 6—7 Schritt lang, auf dem also bei der Menge der Gefangenen eine Bewegung nicht möglich war. Die Offiziere kamen volle 9 Wochen nicht in's Freie, so daß sie, als dies endlich nach der Capitulation der Festung geschah, fast alle einer Ohnmacht nahe waren. Als Montmedy vollständig cernirt war und täglich der Beginn des Bombardements erwartet wurde, fragte man den Commandanten, was er für den Fall des Bombardements mit den Gefangenen beschlossen habe, und erhielt die Antwort, seine Soldaten wären dann dem Feuer ausgesetzt und so würde er auch die Gefangenen auf die Wälle und die Straße bringen. Später allerdings wies er denselben feste Kellerräume an, in die Offiziere und Soldaten sich dann auch am 12. zurückzogen. Nur mit Mühe wurden dieselben hier vor Ermordung geschützt, als am 13. das Feuer der Wälle verstummte und betrunkene Zuaven gegen das Thor des Zuchthauses anstürmten, um, wie sie schrieen, die deutschen Hunde zu massacriren."

Diese bis hier angeführten Fälle liefern einen kleinen Beitrag zur Geschichte der französischen Kultur im neunzehnten Jahrhundert: wir reihen an diese Mittheilungen über die Behandlung gefangener deutscher Soldaten nun einige andere, aus denen erhellt, daß deutsche Beamte und Aerzte sich in durchaus nicht günstigerer Lage befanden.

So berichtet das „Berliner Fremden- und Anzeige-Blatt" vom 18. Januar 1871 von der harten, fast unmenschlichen Behandlung, welche ein in jenen Tagen aus seiner Kriegsgefangenschaft in le Puy durch Auswechselung befreiter Ingenieur der Feld-Eisenbahn-Abtheilung des XIV. Armee-Korps erduldet hat; er schreibt:

„Mein Kollege und ich wurden mit 3 Mann und 2 Pferden zum Zwecke einer Rekognoszirung von Epinal nach Remiremont geschickt. Während wir dort übernachteten, wurden wir von einer Bande Linie und Franctireurs überfallen. 14 Mann sprengten mit ihrem Offizier die Thür zu unserem Schlafgemach und setzten uns, die wir unangekleidet aus den Betten gesprungen, ihre Bayonnette auf die Brust, um uns an die Wand zu spießen, wenn wir Miene machten, uns nicht zu ergeben. Degen, Revolver, Uhren, das Geld, sogar unsre Lorgnetten, Notizbücher und Bleistifte wurden uns abgenommen. Mir riß man während des Ankleidens Weste und Degenband wieder vom Leibe, mit dem Bemerken: daß ich Das nicht brauche. Die drei Soldaten waren mit ihren Pferden glücklich entkommen. Als wir nothdürftig angekleidet waren, wurden wir die Treppe hinunter gebracht, wo 20 bis 25 Mann auf uns

warteten, die uns keineswegs gemüthlich empfingen. Sie führten uns unter strömendem Regen durch die Vogesen nach St. Maurice. Dort wurden wir in ein finsteres Gefängniß voll Pestgeruch geworfen, in welchem wir, durchnäßt wie wir waren, auf dem feuchten, mit Steinen gepflasterten Boden liegen und froh sein mußten, daß man uns später für unser Geld ein wenig Stroh brachte. Während der drei Tage des Transports waren wir mit Ketten geschlossen, wie Räuber und Spitzbuben. Als wir zu essen verlangten, wurde uns gesagt, daß wir nur Wasser und Brod zu beanspruchen hätten. Doch erhielten wir später ab und zu etwas Warmes, das mit dem uns abgenommenen Gelde bezahlt wurde. Dafür wurden wir von dem Gesindel der Franctireurs desto ärger mit Schimpf und Spott überhäuft. In Belfort endlich wurden uns die Ketten abgenommen. Von da per Eisenbahn nach Besançon gebracht, wurden wir von der Menge mit dem Zurufe empfangen: „Nieder mit den Hunden! hängt sie an die Laterne, die Spitzbuben!" Noch Schlimmeres drohte uns in Lyon, von wo man uns des Pöbels wegen nach Verlauf eines Tages weiter transportiren mußte. In Clermont kamen wir mit andern Gefangenen zusammen. Jeder derselben beklagte sich über die erlittene üble Behandlung. Als wir vier Wochen später nach le Puy kamen, wurden wir von Erwachsenen wie von Kindern mit Schimpfnamen belegt und auf der Straße mit Steinen, Sand und Schnee beworfen. An den Straßenecken waren Zeitungsartikel und Proklamationen angeschlagen, in welchen der Pöbel zur Mißhandlung der Gefangenen aufgereizt wurde. In einem dieser Artikel hieß es ausdrücklich: „Die Preußen sind keine Soldaten, die Soldaten tödten, sondern es sind Soldaten, die Frauen schänden und morden."

Wie wir in le Puy behandelt wurden, davon nur einige Beispiele:

Als der Lieutenant v. B. aus Holstein vor einem Plakat, das an der Ecke der Mairie angeschlagen war, stehen blieb, sprangen drei Mobilgardisten auf ihn zu. Der eine von ihnen zog ein kolossales Messer aus der Brust, um den Gefangenen zu erstechen, weil er sich unterstanden, das Plakat lesen zu wollen. Der Lieutenant entging nur mit Mühe dem Meuchelmorde, indem er sich in das nahe gelegene Hotel flüchtete. Einem gefangenen Kapitän, der Abends auf der Straße promenirte, versetzte ein ihm entgegenkommender Soldat einen solchen Schlag ins Gesicht, daß er besinnungslos in das nächstgelegene Hotel gebracht wurde.

Der Lieutenant W. erzählte mir, er sei auf belgischem Gebiet gefangen genommen, beim Transport mit Kolbenstößen traktirt und des Nachts in Zuchthäuser und Ställe geworfen worden. Der Lieutenant D. war auf seinem Transporte nach le Puy sogar zu Blatterkranken gesperrt worden. Viele der nach le Puy gebrachten Gefangenen waren aus den Spitälern gerissen worden, während

sie dort schwer krank oder an Wunden darnieder lagen, welche nach ärztlicher Erklärung keinen Transport zuließen."

Des Weiteren giebt die Berliner „Gerichts-Zeitung" vom 1. Oktober 1870 einen nur allzu traurigen Beweis, daß selbst Beamte und Aerzte, die dem Heere folgen mußten, gefangen der gemeinsten Behandlung ausgesetzt waren. Das genannte Blatt schreibt:

„Die Mittheilungen des in Daix bei Bayonne in französischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Polizei-Lieutenants Hoppe und seines zeitweisen Leidensgefährten, des bereits wieder nach Berlin zurückgekehrten Dr. Lasch, bestätigen ganz besonders die Bestialität der französischen Bevölkerung. Herr Hoppe, dem bekanntlich die Polizeidirection in Nancy übertragen worden, war zur Empfangnahme von Instructionen in das Königliche Hauptquartier befohlen worden. Als er nach Vaucouleurs kam, war der König bereits weiter vorgerückt, und befand sich in dieser Stadt nur noch ein kleines Lazareth mit zwei Aerzten, zu dessen Sicherheit man ein Commando von 2 Officieren und 30 Mann Bayern zurückgelassen hatte. Kurze Zeit nach Hoppe's Ankunft überfiel ein Streifcorps von etwa 1000 Mann Mobilgarden, die unzweifelhaft von einem Bewohner der Stadt herbeigeholt worden, das Lazareth, entwaffnete die Bedeckung und nahm diese, die beiden Aerzte, welche erst nach 2 Tagen entlassen wurden, Hoppe und einen Kaufmann Richter aus Berlin, der für die Armee Proviant zu liefern übernommen hatte, sowie dessen Mädchen mit dem Fuhrwerk gefangen. Der Wagen, sowie die Reisetaschen mit Inhalt, wurden confiscirt, Geld und Uhren ließ man den Gefangenen aber und sperrte sie nach erfolgter Durchsuchung mehrere Stunden in die Mairie ein, um die telegraphische Antwort über die Anfrage in Paris abzuwarten, wohin man die Gefangenen, von denen Hoppe trotz seines Protestes für einen General, Richter für einen verkleideten Obersten gehalten wurde, bringen solle. Endlich ging der Marsch, zugleich aber auch die Mißhandlung der Gefangenen los. Die Frauen von Vaucouleurs zeichneten sich besonders durch fanatischen Haß aus. Flaschen, Gläser, Steine warfen sie auf die Wehrlosen; ein Weib riß Hoppe den silbernen Aufschlag vom Aermel, Richter erhielt von einem Soldaten seiner Begleitungsmannschaft einen Bajonettstich in den Arm. Die französischen Soldaten gaben den Civilisten an Brutalität nichts nach. Sie sprachen offen aus, daß, wenn sie auf Preußen stoßen würden, sie eher die Gefangenen tödten, als sie wieder freigeben würden. Nur der Menschlichkeit des commandirenden Officiers haben es die Gefangenen zu danken, daß sie auf dem mehrtägigen Marsche nach Daix — die 40 unbewaffneten Männer wurden von 500 Mobilgarden auf großen Umwegen nach ihrem Bestimmungsort escortirt, um sie der Bevölkerung zu zeigen — nicht umgebracht wurden. Mehrere Briefe, welche Hoppe inzwischen geschrieben, sind nicht an ihre Adresse gelangt. Sie werden wohl jetzt in Paris

mit eingeschlossen sein, da sie zunächst an das Ministerium gesendet sind. Der angekommene Brief ist vom 17. September und hat, freilich auf dem Weg über Amsterdam, 10 Tage bis hierher gebraucht. Auch die Bevölkerung von Daix zeigt sich gegen die Gefangenen sehr feindlich, so daß diese am Tage nicht ausgehen können."

Von Interesse ist ferner der Brief eines preußischen Gensdarmen, den die „Staatsbürger-Zeitung" vom 30. Oktober 1870 der Schlesischen Zeitung entnimmt; derselbe lautet:

„Nanzig, 21. Oktober. Lieber Bruder! Wie Du wissen wirst, bin ich nach Vezelise, einem kleinen Landstädtchen, 4 Meilen von hier, mit fünf andern Gendarmen commandirt gewesen. Hier traf uns das Mißgeschick, daß wir sechs Gendarmen in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober von Franctireurs überrumpelt wurden. Trotz der großen Uebermacht gelang es dieser Bande erst nach kräftiger Gegenwehr unsrerseits, nachdem zwei Collegen verwundet waren, uns gefangenzunehmen. Ein Kamerad und ich bewohnten ein und dasselbe Zimmer und feuerten aus demselben fünf Schuß — aber im Hemde — die Kerle stürzten zu großer Anzahl ins Zimmer, man entwaffnete uns und führte uns gefangen ab. Wir vier Unverwundeten und der eine leicht verwundete Kamerad wurden bis Charmes gebracht — der sechste schwer verwundete aber mußte liegen gelassen werden. Hier brachte man aus dem nahegelegenen Städtchen Flavigny noch einen andern Kameraden als Gefangenen; daß ein Gendarm im letztgenannten Orte ermordet worden, wird Dir aus der Zeitung bekannt sein, derselbe wurde am 6. d. M. in Nanzig beerdigt. Jetzt führte man uns über Charmes nach der Vogesenstadt Epinal; hier und in Charmes wurden wir von den Bewohnern unter größtem Schimpf und Hohn mit Steinen und Koth beworfen, man spuckte uns an, so daß wir den in Flavigny ermordeten Kameraden beneiden mußten, — ja die Menge war so fanatisch, daß wir jeden Augenblick glaubten, füsilirt zu werden. Unsre Escorte von 40 bis 50 Mann war kaum im Stande, die einzelnen insultirenden Individuen abzuhalten. Ich übertreibe nichts, die Feder vermag einen solchen Zustand kaum zu schildern. Nachdem wir in der Präfectur vernommen worden, brachten wir, ins „Prison" geführt, auf elenden Strohsäcken eine qualvolle Nacht zu. Den andern Tag gings in Begleitung französischer Gensdarmen per Bahn nach Dijon; — hier wiederholte sich dasselbe Schauspiel von Beschimpfungen, und wir mußten überdies noch zu unserm Leidwesen vier Nächte dort zubringen. Den 8. Oktober ging es weiter per Bahn nach Clermond-Ferrand, über Bordeaux nach Rochefort und endlich nach unserm Bestimmungsort, der Isle d'Oléron. Hier verweilten wir nur zwei Stunden, — zufolge eines Schreibens aus Paris war unsre Auslieferung veranlaßt worden, und wir fuhren sofort per Dampfschiff innerhalb drei Stunden nach La Rochelle. Den folgenden Tag reisten wir per Bahn ab, und Tag und Nacht fahrend langten wir den 15. in Charmes, das schon von unsern Truppen besetzt war,

wieder an. Die Freude, nach dieser unfreiwilligen Fahrt die ersten Pickelhauben zu sehen, war unbeschreiblich! Was unsre Verpflegung anbelangt, so war sie eine sehr jämmerliche, denn in Dijon gab es während dreier Tage nur einmal des Tages Brühe, wovon Niemandem ein Fettfleck im Magen zurückblieb. In Rochefort und La Rochelle gabs sogar Suppe von Meerwasser gekocht, die wir nicht genießen konnten".

Nach all' diesen Mittheilungen sollte man glauben, daß Aergeres über das schmachvolle Benehmen der Franzosen gefangenen Feinden gegenüber kaum zu erzählen sein würde. Leider aber täuscht dieser Glaube nur zu sehr; denn, nicht genug, daß eine Behandlung wie die bisher geschilderte gefangenen Soldaten oder doch integrirenden Theilen der kämpfenden Heere wurde, ließ man eine solche in Frankreich sogar Deutschen Seeleuten zu Theil werden, die man auf geraubten Handelsschiffen in die Gewalt bekommen hatte. Und bei solchem Zustande der Dinge wagte ein Graf Chaudordy, Anklagen gegen die deutsche Kriegführung zu erheben!

Wir lassen zur Bestätigung hier zwei Briefe folgen: der erste ist von einem Seemann geschrieben, der auf einem der im mittelländischen Meere gekaperten Schiffe diente; den zweiten hat ein Untersteuermann auf einem anderen norddeutschen Schiffe verfaßt.

Das erste Schreiben, das vom 11. November datirt ist, entnehmen wir der „National-Zeitung" vom 24. Dezember 1870; es lautet:

„Auf französischem Boden angekommen, diente der Kerker zu unserer Herberge; am Tage wurden wir zweimal hinausgelassen: Morgens und Nachmittags. In dem stinkenden, dunklen Gewölbe konnte die Krankheit nicht ausbleiben, und so wurde denn unser alter Kapitän krank und mußte ins Hospital gebracht werden. Zwei Tage darnach kam die Ordre, daß wir fortgeschickt werden sollten: wir wurden Zwei und Zwei mit Ketten zusammengeschlossen und so durch die Stadt nach dem Bahnhofe geführt. Hunderte von Menschen folgten uns; am Bahnhofe erblickten wir nichts als Soldaten; als sie uns sahen, erklang der Ruf: Die Preußen sind da! und wir wären erschlagen worden, wenn uns nicht acht Polizisten mit geladenem Gewehr geschützt hätten; trotzdem erhielt einer von uns einen Schlag; für uns Wehrlose war es eine angstvolle Stunde. Erst im Eisenbahnwagen erholten wir uns; wir blieben während der ganzen Fahrt an einander geschlossen und vier Polizisten waren bei uns. Die erste Tour ging von Abends acht bis Morgens sechs Uhr, in L. wurden wir wieder, in Ketten geschlossen, durch die ganze Stadt geschleppt: hier war unser Gefängniß ebenso schlecht wie das frühere, aber Nachts doch erleuchtet. Unsere Hauptnahrung war Brod und Wasser; Morgens erhielten wir eine geradezu ungenießbare Suppe. In diesem Orte blieben wir acht Tage; am 9. wurden wir in derselben Weise wie früher weiter transportirt: in Ketten. Die Fahrt dauerte

18 Stunden; in M. blieben wir 5 Tage, dann gings über T. nach N. wo wir in eine Kaserne geschickt wurden, in der wir mit 190 Seeleuten und 160 Soldaten gefangen gehalten wurden. Vier Wochen waren wir hier, dann wurden wir nach unserem jetzigen Aufenthaltsorte geschickt; hier gefällt es uns keineswegs, uns fehlt Geld und Zeug; unser Zeug ist im Landungshafen geblieben, so daß wir nicht mehr haben, als wir am Leibe tragen und noch in Läusen umkommen können. An Geld erhalten wir alle 6 Tage 27 Pfennige, wofür wir uns Käse kaufen. Was die Kost anbelangt, so bekommen wir alle zwei Tage 1 Brod von 3 Pfund, außerdem des Morgens einmal Suppe, in der ein Paar Kartoffeln und ein wenig Kohl ist, und Nachmittags das Gleiche; an Veränderung ist nicht zu denken."

Den zweiten der vorerwähnten Briefe, der „Danziger-Zeitung" zugesendet, giebt die „Berliner Börsenzeitung" vom 28. Januar 1871 wie folgt:

„Belle-Ile (en mer), im Januar 1871. Am 9. November kamen wir auf dem Transport nach Cherbourg, wurden dort in einem Gefängniß untergebracht und blieben daselbst bis den 17. November. Die Behandlung so wie das Essen war hier erträglich; jedoch mußten wir auf Holzpritschen schlafen und kamen nur zweimal täglich ins Freie. Den 17. November gingen wir von Cherbourg ab und wurden durch Gensd'armen nach dem Bahnhof transportirt; aber ungeachtet dieser Schutzwache warf das Volk mit Steinen und Kartoffeln nach uns, obgleich wir größtentheils Seeleute waren, die nichts Böses gethan hatten. Unser erstes Nachtquartier nahmen wir in Lemont, wo sie uns zu 4 Mann in eine Zelle stießen, in der 4 Strohsäcke waren, die mit verschiedenen Arten von Insekten besetzt waren. Das war unser erstes Nachtquartier und dies gab uns einen Vorgeschmack von dem noch zu Erwartenden. Morgens um 5 Uhr ging es wieder zur Bahn. Glücklicherweise war es dunkel, wir wurden nicht weiter von dem Volke belästigt und kamen um 10 Uhr in Angers an. Hier mußten wir förmlich Spießruthen laufen durch ganze Spaliere von Menschen, die die gröbsten Schimpfworte gegen uns ausstießen und fortwährend schrieen: „Nieder mit den Preußen! Tödtet sie! Nieder mit Bismarck!" so daß wir froh waren, als wir endlich unsern diesmaligen Aufenthaltsort erreicht hatten. Es war ein großes Zellengefängniß und jeder Mann kam in eine Zelle allein. Essen gab es den ganzen Tag nicht; Abends um 7 Uhr wurde uns durch die Klappe, die sich in der Thür befand, ein Stück Fleisch von unbekannter Sorte zugeworfen. Die Mauern der Zellen waren so dick, daß man sich nicht einmal durch lautes Schreien verständigen konnte und wir uns durch Klopfen an der Wand mit einander unterhielten. Tisch und Stuhl waren auf dem Fußboden festgemacht; doch gelang es mir nach einigen Versuchen, den Tisch mit dem Verluste eines Beines loszumachen, und ich konnte nun mit Hülfe des Tisches

wenigstens zum Fenster hinaussehen, wodurch ich einige Unterhaltung hatte. Mein Hunger war ganz gewaltig und so verzehrte ich denn auch das Stückchen Fleisch, nachdem ich dasselbe zweimal mit einem Streichholz beleuchtet hatte. Wir hatten aber seit Cherbourg weiter nichts wie Brod und Wasser genossen, und so schmeckte es ganz gut. Den andern Tag, den 19. November, Vormittags 10 Uhr, ging es wieder weiter, immer eine genügende Escorte von Soldaten oder Brigadiers bei uns; am 20. November, Morgens um 1 oder 2 Uhr, erreichten wir die kleine Stadt Auray (Arr. Lorient), wo wir in einem großen Kloster untergebracht wurden, in welchem sich schon 6—700 gefangene Soldaten und Seeleute befanden. Hier konnten wir den Tag über frei auf dem Hofe herumgehen, schliefen Nachts auf Stroh, Decken aber gab es nicht; wir blieben hier bis zum 21. November Mittags und dann wurden wir Seeleute alle und ca. 20 gefangene Soldaten auf einen kleinen Dampfer gebracht und durch diesen hierher gefahren. Hier auf Belle-Isle fanden wir schon viele Kameraden; doch liegen die meisten Seeleute unten in der Festung etwa 300, und hier oben, wo wir liegen, ca. 100 und dann noch etwa 600 Soldaten von allen Truppentheilen. Die unten in der Festung haben gutes Logis, wir hier oben liegen auf hölzernen Pritschen, haben etwas Stroh und eine ganz leichte wollene Decke zur Bedeckung, was durchaus ungenügend in der jetzigen rauhen Witterung ist, denn wenn man sich Abends zum Schlafen hingelegt hatte, wachte man schon um 12 Uhr wieder auf, weil die Füße bis zu den Knieen so kalt wie Eis waren, und mußte man erst eine halbe Stunde Dauerlauf machen, um sich wieder zu erwärmen. Das Gebäude oder Stall, in welchem wir logiren, ist zu leicht gebaut; das Dach ist von dünnen Brettern, mit ganz dünnen Schiefertafeln gedeckt und durch die Wände pfeift der Wind; wir haben uns beschwert; doch hift es Alles nichts; wir müssen aushalten. Unser Essen besteht täglich aus: zweimal dünne Rindfleischsuppe, ½ Pfd. Fleisch und ½ Brod; dazu erhalten wir täglich baar 1 Sous = 5 Pf."

Wir haben in den vorstehenden Seiten bereits mehrfach Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß selbst Aerzte nicht vor dem Schicksale, gefangen zu werden, sicher sind, ein Widerspruch mit der Genfer Konvention, deren Grundsätze im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 leider nur auf deutscher Seite zur Ausführung gebracht worden sind. Es giebt uns dieser Umstand die traurige Gelegenheit von dem Kapitel der „Behandlung deutscher Kriegsgefangenen in Frankreich" auf ein anderes überzugehen, in welchem die „große Nation" sich — soweit dies möglich — noch größerer Barbareien schuldig gemacht hat, auf das nämlich:

Von der grundsätzlichen Mißachtung des allgemeinen Völkerrechts

wie besonderer Abmachungen durch französische Truppen.

Es ist leider ein unerschöpfliches Thema, das sich der Feder hier bietet, ein Thema, dessen Existenz überhaupt bezweifeln zu können man noch vor Jahresfrist die Hoffnung, die Berechtigung hatte. Bereits in den ersten Tagen des Krieges stellte es sich heraus, daß die Genfer Konvention, der Frankreich doch beigetreten war, in der französischen Armee nicht nur nicht beachtet, sondern daß die Bestimmungen derselben sogar verhöhnt wurden, — wo sie überhaupt bekannt waren. Unter solchen Verhältnissen blieb der deutschen Staatskunst und Heeresleitung Nichts übrig, als einen öffentlichen Protest bei den befreundeten Regierungen gegen die vertragswidrigen und rohen Feindseligkeiten zu erheben, durch welche die Franzosen dem Kriege fast täglich einen erbitterteren Charakter zu geben beflissen waren.

Eine vorzügliche Depesche des Grafen Bismarck, d. d. Versailles den 9. Januar 1871, geißelt in den schärfsten Worten die Brutalität der Kriegsführung, welche die französischen Truppen fast regelmäßig auf Parlamentäre schießen, gegen Aerzte und Ambulanzen vertragswidrig und roh auftreten und selbst das Völkerrecht außer Augen setzen läßt. Die Depesche führt 21 Fälle an, in denen auf deutsche Parlamentäre geschossen, einzelne dieser Leute verwundet, getödtet oder gefangen genommen sind; sie giebt eine fernere Uebersicht über 31 Fälle der bis Ablauf 1870 genau ermittelten Verletzungen der Genfer-Konvention seitens der Franzosen.

Wir wollen hier nicht diese mehr wie 50 Fälle bodenloser Gemeinheit und niedrigen Vertragsbruches anführen; nur ein Zeugniß, das auch Graf Bismarck hervorhebt, sei hier erwähnt, das des Schweizer Arztes Dr. Burkhard, datirt aus Puiseaux vom 18. December:

„Die Genfer Convention ist in den Gefechten in den Wäldern von Orleans vielfach verletzt worden. Ich sah den 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen."

Es ist hier der Ort, bezüglich dieses und ähnlicher Punkte einige weitere bedauernswerthe Illustrationen zu geben, einmal betreffs des feindlichen Auftretens gegen Sanitätskolonnen, wie ferner bezüglich der Anwendung völkerrechtswidriger Geschosse. Im Hinblick auf den ersteren dieser beiden Punkte mögen hier einige Fälle folgen, die der Depesche des Grafen Bismarck nicht beigeschlossen waren: Der erste derselben wird bereits

unterm 20. November 1870 von der „Neuen Preußischen Zeitung" mitgetheilt und bezieht sich auf die Gefangennehmung einer von Würzburg ausgegangenen Sanitätskolonne durch die Franzosen bei Longwy; der Anführer dieses Zuges, A. Rabus aus Würzburg, der erst nach 54 tägiger Gefangenschaft nach Hause zurückkehrte, berichtet über diesen Fall: „Die Verhaftung der Colonne geschah durch den Pöbel des Marktfleckens Longuion, und obgleich der dortige Maire Alles aufbot, um denselben von seinem Vorhaben abzubringen, konnte er den wüthenden Haufen nicht beschwichtigen. In Longwy angekommen, wurden die Pferde und Wagen mit Allem, was darauf war, selbst die Kleider der Sanitätsmannschaft, auf dem öffentlichen Marktplatze versteigert, Herrn Rabus außerdem sein Baarvorrath von einigen Hundert Gulden und die werthvollen chirurgischen Instrumente abgenommen, so daß sich der Gesammtverlust auf 11,000 Francs beziffert. Alle Bitten gegen ein solches unerhörtes Verfahren, und selbst die Thränen der Fuhrleute — lauter elsässische Bauern — blieben erfolglos; die armen Leute mußten ohne Pferde und Geschirr nach Hause zurückkehren. Die Behandlung des Herrn Rabus während seiner Gefangenschaft war eine unmenschliche. Auf steinernen Platten gelagert, hatte er sammt 12 Mitgefangenen nur eine einzige wollene Decke zum Zudecken. Dabei war die Kost schlecht, indem sie nur aus Wassersuppe mit einem einzigen Stückchen Lunge bestand. Einer der Mitgefangenen des Herrn Rabus war ein junger Schweizer, Namens Meier, aus Basel, welcher, der Spionage verdächtig, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Dasselbe verurtheilte ihn zu fünf Jahren Galeere."

Einen ähnlichen Fall entnimmt die „National-Zeitung" vom 25. December der „Badischen Landeszeitung", in welcher es heißt: „Am 12. Dezember ist zwischen Velleron und Gray eine badische Sanitätskolonne von Franctireurs überfallen und theilweise gefangen genommen worden. Obgleich die Wagen die Neutralitätsflagge trugen, wurde doch auf sie gefeuert, wobei ein Fuhrmann aus Raon l'Etape getödtet und ein Lazarethgehilfe verwundet wurde. Die beiden Feldärzte Fritschi und Stockert wurden freigelassen, ohne daß es jedoch den französischen Offizieren gelang, sie von der Plünderung ihrer Habseligkeiten durch die Franctireurs zu schützen. Herr Steinmetz von Durlach, bislang Verwalter des Vereinsdepots in Raon l'Etape, und mit der Kolonne auf dem Wege nach Dijon, wurde gefangen genommen und befindet sich wahrscheinlich in Besançon. Was von hier aus zu seiner sofortigen Befreiung geschehen konnte, ist eingeleitet. Bezeichnend für die Kriegführung der Franctireurs ist, daß sie die Neutralitätsflaggen von den badischen Sanitätswagen rissen und als Trophäen mitnahmen."

Genaueres über diesen letzteren Fall brachten die „Freiburger Blätter", denen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 28. Dezember 1870 folgenden detaillirten Bericht entnahm:

„Nach der am 4. Dezember d. J. erfolgten Evacuation des Lazareths zu Raon l'Etape marschirte ich am 6. Dezember mit dem nun frei gewordenen Personale des Lazareths: Stabsarzt Stockert und 5 Lazarethgehilfen, sowie Depotverwalter Steinmetz, der im Auftrage des Karlsruher Hilfsvereins 3 Wagen mit Lazarethgegenständen nach Dijon bringen sollte, von Raon ab, um mich dem Lazareth Nr. 3 in Dijon wieder anzuschließen. Ich kam ohne Störung über Epinal, Plombières, St. Loup, Vesoul nach Velleron bei Fresne St. Mamilliers, wo ich mit 12 Mann Bedeckung, die ich in Vesoul als geheilt aus dem Spital entlassen erhalten hatte, übernachtete — den 11. Dezember.

Eine halbe Stunde nach dem um 9 Uhr den 12. Dezember erfolgten Abmarsche von Villeron ritt Oberst v. Willisen in Begleitung einiger Offiziere und Ulanen, sowie von mehreren Reitpferden und einem leichten Gepäckwagen gefolgt, unserer kleinen Colonne voraus, als plötzlich von hinten und der linken Seite der Straße, die von Villeron nach Séveux führt, sehr stark auf uns geschossen wurde. Mein ganzer Zug bestand aus 3 Bauernwagen, wovon der erste mit einer großen Neutralitätsflagge versehen war, und einer Chaise, die zuletzt fuhr, und in welcher ich, Stockert, Steinmetz und ein Fähnrich vom 30. Regiment, der eben aus dem Lazareth von Karlsruhe kam, saßen.

Wie die ersten Schüsse fielen, verließen die Chaisenpferde, von Kugeln getroffen und durch den Lärm scheu gemacht, die Straße und stürzten mit der Chaise in den Graben rechts von der Straße. Wir bekamen sehr starkes Feuer, da die Bedeckungsmannschaft, durch den Graben und den nahen Wald rechts gedeckt, energisch sich zur Wehr setzte.

Als ich mich mit meinen 3 Begleitern aus der umgestürzten Chaise herausgearbeitet hatte, sah ich auf eine Entfernung von 10 Schritten eine Truppe von 100 bis 120 Mann auf uns herankommen, die von 3 Offizieren geführt wurde und mit rothen Hosen Troddelmütze und Kapuzenmäntel uniformirt und größtentheils mit Chassepots bewaffnet war. Ich manifestirte mich ihnen gegenüber als Arzt, wurde aber nichtsdestoweniger meines Revolvers, sowie des Säbels beraubt, den ich jedoch später wieder erhielt. Ich verlangte den Commandanten der Truppe zu sprechen und sprach demselben meine höchste Entrüstung über diesen Ueberfall einer Sanitätscolonne trotz der ausgesteckten Neutralitätsflagge aus, worauf mir der Offizier sein Bedauern ausdrückte, sich mit einem Versehen entschuldigte und uns unter der Bedingung frei erklärte, wenn wir auf Ehrenwort binnen 24 Stunden nichts über den Ort des Angriffes sagen wollten, welches Versprechen ich dann auch gab. Im gleichen Augenblicke bemerkte ich, wie man den Delegirten Steinmetz, der mit Kolbenstößen mißhandelt wurde, sowie drei Lazarethgehülfen, unsern Diener mit den Reitpferden und einem Wagen,

auf dem sich unter Anderm auch unsere Instrumente, sowie unser Gepäck befanden, also unser Privateigenthum, fortführte.

Auf meinen ernstlichen Vorhalt über diesen unerhörten Neutralitätsbruch versprach mir der Offizier, Alles zurück zu schicken, gab mir die Neutralitätsflagge, die so eben Einer als Trophäe fortschleppen wollte, auf mein Verlangen zurück und folgte in größter Eile mit 4 zurückgebliebenen Soldaten der Truppe, die mit ihrer Beute auf einem Seitenwege links in den Wald eingebogen hatte. Als ich sah, daß weder Personal noch Gepäck zurückgegeben wurde, folgte ich ihnen ungefähr 300 Schritte nach, um noch einen Reclamationsversuch zu machen, mußte aber in den Graben zurückkehren, weil man auf mich anlegte und zu schießen drohte.

Getödtet wurden unsererseits: ein Fuhrmann aus Raon l'Etape und 3 Pferde. Verwundet: 1. Lieutenant v. Bonin, Adjutant des Obersten Willisen, erhielt einen Schuß in die linke Seite der Brust und wurde gefangen fortgeführt. 2. Ober-Lazarethgehülfe Ringwald erhielt einen Schuß von der linken Seite her, von woher man also ganz deutlich seine Neutralitätsbinde am linken Arme sehen konnte, in den linken Unterschenkel und wurde in Gray amputirt. 3. 5 Pferde waren verwundet.

Auf Seite der Franzosen sah ich nur den Capitain verwundet, der einen Schuß durch beide Oberschenkel hatte. Gefangen wurden v. Bonin, ein Fähnrich vom 30. Regiment, 8 Mann von der Bedeckung, 3 Lazarethgehülfen trotz der Binde, Depotverwalter Steinmetz und unsere 2 Diener mit den Reitpferden. Weggenommen wurden uns: 1 Wagen mit verschiedenen Lazarethgegenständen, Tornistern, meinem sämmtlichen Gepäck, sowie einem Theile desjenigen des Stabsarztes Stockert. Die Chaise wurde ganz geplündert.

Auf dem Platze blieben zurück: ich, Stockert, Lazarethgehülfe Korn, unser Kutscher und der verwundete Ringwald, den ich in die Chaise legen ließ und den wir in dem nächsten Hause verbanden. Lieutenant v. Bonin, der während meiner Verhandlnng mit dem französischen Offizier von Stockert verbunden worden war, wurde trotz unseres Protestes und der Versicherung, daß er vermöge seiner Verwundung nicht transportabel sei, aus der Chaise gezogen und fortgeführt.

In Séreux ließ ich dem dortigen Maire ein Schreiben zurück, in welchem ich ihm den Vorfall mittheilte und ihm die Aufbewahrung der zurückgebliebenen Gegenstände auftrug. Bis nach Gray, wo wir 5¼ Uhr ankamen und Ringwald an's Lazareth ablieferten, mußten wir zu Fuß gehen und machten nach abgelaufener Frist von 24 Stunden Anzeige beim dortigen Etappen-Commando sowie dem General v. Schmeling.

Dijon, den 16. December 1870.

Alfr. Fritschi, Stabsarzt."

An diese Fälle reihen sich, wie schon oben erwähnt, die Brutalitäten an, welche in der nahezu unglaublichen Anwendung von

Explosions-Patronen oder anderen, jeder civilisirten Kriegführung Hohn sprechenden Geschossen bestehen. Bereits die Depesche des Bundeskanzlers erwähnt die folgenden Fälle dieser Art:

„In der Schlacht von Wörth wurde bemerkt, daß Flintenkugeln in die Erde einschlugen und dann mit einem sehr vernehmlichen Explosionsknall das Erdreich aufwarfen. Unmittelbar nach dieser Wahrnehmung wurde der Oberst von Beckedorff durch eine explosive Flintenkugel schwer verwundet. Ein eben solches Geschoß hat in dem Gefecht bei Tours am 20. Dezember v. J. den Lieutenant vom 2. Pommerschen Ulanen-Regiment von Oertzen getroffen. Bei angestellten Nachforschungen, die noch nicht abgeschlossen sind, haben sich unter der in Straßburg erbeuteten Munition Sprenggeschosse für das sogenannte fusil à tabatière vorgefunden."

Und weiter:

„Eine nahe Verwandtschaft mit dieser Kampfweise hat es, daß in den Taschen gefangener Franzosen eine Patrone gefunden ist, deren Geschoß aus einer in 16- oder mehrkantige Stücke zerschnittenen, lose wieder zusammengelegten Bleikugel besteht. Eins der vielen eingelieferten Exemplare dieses Geschosses, welches in seinen Wirkungen dem gehackten Blei gleichkommt, ist dem Auswärtigen Amte in Berlin übersandt und daselbst den Herren Vertretern der fremden Mächte vorgelegt worden."

Die letzteren Worte sind leider so schlagender Natur, daß es schwer sein würde, sich deren Glaubwürdigkeit zu entziehen. Leider sind wir in den Stand gesetzt, einen speziellen Fall auf diesem Gebiete anzuführen; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 4. Januar 1871 bringt folgende Mittheilung:

„Bei Bondy sind ein Offizier und zwei Mann durch unsere Leute gefangen genommen worden und bei einem der Gefangenen, einem Linienſoldaten vom 137. Regiment, hat sich leider auch einmal wieder eine Patrone mit gehacktem Blei vorgefunden. Dieselbe ist gestern von hier aus dem Höchstkommandirenden der Maasarmee übersandt worden, da es wichtig ist, Schlagstücke für die Art der Kriegführung zu sammeln, von welcher, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, der Feind doch nicht freizusprechen ist. Die erwähnte Patrone enthielt eine auf mechanischem Wege in 16 Theile zerlegte Bleikugel. Ich hatte Gelegenheit, Offiziere der preußischen Garde über die bei le Bourget und anderen Orten von ihnen gemachten desfälligen Erfahrungen zu hören. Sie versicherten mich, es kämen immer noch einzelne Verwundungen vor, deren Charakter auf die Anwendung von Explosivgeschossen schließen ließe."

Noch unterm 17. Februar macht eine Depesche des Grafen Bismark folgende neue Enthüllungen französischer Völkerrechtswidrigkeiten:

„In dem Gefechte bei Le Mans am 11. Januar sind nach dem Bericht des General v. Kraatz-Koschlau von dem Feinde mehrfach Sprenggeschosse aus Handfeuerwaffen angewendet worden.

Eine gleiche Anzeige ist dem General von Treskow über die Gefechte bei Montbeliard in der zweiten Hälfte des verflossenen Monats zugegangen. Daß bei dem Ausfalle aus Paris am 19. Januar mehrere Verwundungen deutscher Truppen durch kleine Sprengkugeln vorgekommen sind, wird durch eine Anzeige des Generalarztes der III. Armee bescheinigt, und welche Wirkungen diese Geschosse in einem bestimmten Falle gehabt haben, ist in einem Berichte des Divisions-Arztes der zur III. Armee gehörigen Garde-Landwehr beschrieben. Eine ähnliche, in dem Gefecht bei St. Jean erhaltene Verwundung ist an einem Unteroffizier des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 durch den Armee-Generalarzt Dr. Loeffler konstatirt. Das Geschoß, in die Vorderseite des Schenkels eingedrungen, hatte keine Ausgangsöffnung, wie bei gewöhnlichen Schußkanälen, hinterlassen, dagegen die inneren Weichtheile und die Hinterseite des Schenkels durch furchtbare Brandwunden zerrissen. Endlich liegt ein Beweisstück französischen Ursprungs darüber vor, daß sich vertragswidrige Sprenggeschosse im Besitz der pariser Garnison befunden haben. Nach dem Aufstandsversuche des 101. Marschregiments vor dem Hôtel de Ville am 2.. Januar erließ der Maire von Paris, Jules Ferry, eine in den pariser Blättern abgedruckte Mittheilung an die Maires der Arrondissements, in der es wörtlich heißt:

Die Häuser, welche dem Hôtel de Ville gegenüberliegen, waren im Voraus besetzt worden, und es wurde von dort ein lebhaftes Feuer auf das erste Stockwerk des Hôtel de Ville eröffnet, welches die Spuren davon zeigt. Es ist bemerkenswerth, daß sich unter den Wurfgeschossen viele Sprengkugeln und kleine Bomben befanden.

Verwundungen deutscher Patrouillen durch Schroot sind an mehreren Orten vorgekommen und bei den Gefechten südlich von Tours, vom 19. bis zum 24. Januar, in zwei Fällen bewaffneten Bauern Gewehre abgenommen worden, die mit gehacktem Blei geladen waren.

Auch von Verletzungen der Genfer Konvention, Ermordungen und barbarischen Verstümmelungen sind neue beklagenswerthe Beispiele zur Anzeige gebracht worden.

Bei Villaire, Kanton Naveil bei Vendôme, wurde am 1. Januar die Leiche eines Soldaten vom Ostpreußischen Kürassier-Regiment Nr. 3. aufgefunden, dem laut ärztlichen Befund beide Augen aus den Höhlen geschnitten waren. Auch aus der Gegend von Montbeliard sind ähnliche Schandthaten gemeldet."

Wir schließen diesen Abschnitt vorläufig und kommen nun zu einem anderen Thema, zu dem der:

Austreibung der Deutschen.

Es war dem Jahre 1870 und der großen Nation vorbehalten, der Welt ein Beispiel von Barbarei zu geben, wie es in solcher Art weder im Alterthum noch im Mittelalter, weder bei anderen gesitteten Völkern noch bei irgend einem jeder Civilisation baaren Volksstamm bisher je aufzufinden gewesen ist.

Es liegen hunderttausend Beispiele der geradezu an Wahnsinn streifenden Brutalität und Bornirtheit vor, mit welchen die Franzosen bei ihrem barbarischen Werke der Austreibung aller Deutschen verfahren sind. Allein über diesen Punkt könnten wir ein Buch schreiben; wir beschränken uns hier aber auf die Anführung einiger Beispiele aus Paris, Lille, Dreux etc.

Zuerst citiren wir die „Neue Hannoversche Zeitung" vom 10. Oktober 1870; es heißt in derselben:

„Dortmund, 6. Oktober. Dieser Tage langte hier ein aus Frankreich ausgewiesener Dortmunder an, der funfzig Jahre — sage funfzig Jahre — dort gelebt hatte und vollständig naturalisirt gewesen war. Als Jüngling war er von hier fortgezogen und als silberhaariger Greis kehrte er zurück nach der Vaterstadt, die ihm natürlich vollständig fremd geworden; denn außer seinem hochbetagten Bruder fand er fast gar keinen Angehörigen wieder, und auch unter den Jugendbekannten hatte der Tod tüchtig aufgeräumt."

Weiter schreibt das „Berliner Fremdenblatt" vom 3. Oktober: „= (Ausgewiesene Deutsche.) Noch immer treffen solche aus Frankreich hier ein, welche theils hier Asyl suchen und theils weiterreisen. Am vorigen Sonnabend traf ein schon bejahrtes Ehepaar in höchst armseligem Zustande hier ein, von dem der Mann, ein geborner Deutscher aus der Provinz Posen, 40 Jahre in Frankreich lebte, seine Muttersprache schon sehr gebrochen sprach, die Frau aber, eine geborene Französin, kein Wort Deutsch verstand."

Eins der auffallendsten Beispiele aber theilen die „Hamburger Nachrichten" mit; wir entnehmen es der „Zeitung für Norddeutschland" vom 1. Oktober, in der es heißt:

„Ebenfalls vertrieben ist der schon 70jährige Gelehrte und Orientalist Julius v. Mohl, der bereits seit 40 Jahren Professor der orientalischen Sprachen am College de France und Mitglied des Instituts von Frankreich ist. Es ist einer der berühmtesten Gelehrten Europas, unter den orientalischen vielleicht der erste, hat durch sein Wissen und seine Werke für Frankreich, für das er seit 1850, zu welcher Zeit er seine Professur in Tübingen niederlegte und dem Rufe nach Paris folgte, eine große Fülle wissenschaftlichen Ruhmes gesammelt und eine Menge wissensdurstiger Schüler nach Paris gezogen. Dafür muß er nun in seinen alten Tagen, ein Greis von 70 Jahren, aus Paris fliehen, wenn er nicht kriegsrechtlich behandelt sein will. Julius v. Mohl, der älteste von vier Brüdern,

von denen jeder in seinem Fache Hervorragendes leistete, lebt nun vorerst in London, dürfte aber wohl bald für immer nach seiner Vaterstadt Stuttgart zurückzukehren."

Die interessantesten Aufschlüsse über dies barbarische Verfahren von französischer Seite giebt Ludwig Bamberger in seinen durch die „Allgemeine Zeitung" veröffentlichten Briefen unter dem Titel „Material zur Völkerpsychologie;" wir entnehmen dem vierten derselben (siehe auch „Badische Landeszeitung" vom 5. Februar 1871) folgende Schilderung, die um so größeren Werth hat, als sie in wenigen Zügen das allgemeine Verfahren bei Austreibung der Deutschen kennzeichnet. Ludwig Bamberger sagt:

„Es war ein Glück und vielleicht von Humanitätsrücksichten diktirt, daß Cremieux als eine seiner ersten Regierungsmaßregeln in Tours die Austreibung aller Deutschen anordnete. Vielen mag dadurch das Leben gerettet worden sein. Aber die Art, wie diese Maßregel vollzogen ward, wie sich thierische Wuth dabei offenbarte, bleibt ein häßliches Andenken an den auf der Oberfläche gut und liebenswürdig befundenen Charakter der Nation. Angenommen, auch die letzten Austreibungen aus Paris hätten die Verminderung der zu ernährenden Belagerten zum Zweck gehabt, so entsprach die Art der Ausführung nur den Antrieben niederer Leidenschaft. Die schwächsten Kranken wurden rücksichtslos fortgejagt. Ohne nur besonders umgefragt zu haben, kenne ich drei Fälle von wahrhaft empörender Unmenschlichkeit. Ich habe vor mir den Brief einer deutschen Lehrerin liegen, die seit vielen Jahren paralysirt auf ihrem Schmerzenslager von einem kleinen Kreis unterhalten wurde. Sie schreibt mit zitternder Hand: „Paris, den 11. September 1870. Es betrifft mich ein Unglück, aus dem ich mich schwerlich wieder erholen kann. Ich muß Paris verlassen. Wohin mich wenden, weiß ich nicht. Allein reisen in meinem Zustand, ist mir auch nicht möglich. Ich habe einige Aktien, die ich in einem Testament, das sich in meinem Zimmer befindet, der Gesellschaft, die mich bisher so treu erhalten, vermacht. Lassen Sie gefälligst nach mir fragen. Ich habe auf die Polizei geschrieben — hingeschickt — nichts hilft! Ich muß ohne Säumen fort. Ihre ewig dankbare M. E. S." —

Hr. N., Korrespondent einer österreichischen Zeitung, seit 3 Jahren paralysirt, mußte ebenfalls sich fortschaffen lassen. — Die Mutter des Malers K. mußte, obgleich auf den Tod krank, weggebracht werden und starb auf dem Wege zur Eisenbahn. — Deutsche, die als Kinder nach Frankreich gekommen waren, gar keine andere Heimath mehr besaßen, mußten fort. Man ließ ihnen nicht einmal die Zeit, ihre Einlagen aus der Sparkasse zu holen.

Der normale Fall, einer der günstigen, war folgender. Ich lasse den Betreffenden selbst sprechen, wie er mir ohne die geringste Animosität, mit der Absicht, sobald als möglich nach Paris zurückzukehren, harmlos und einfach die Geschichte seiner Vertreibung er-

zählt hat. „Ich heiße H. W., bin 32 Jahr alt, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig, wohne seit sieben Jahren in Paris. Ich kam als Werkführer zuerst in ein Parfümeriegeschäft in Pantin, heirathete im verflossenen April die Tochter meines Patrons, des französischen Parfümeurs *** in der Straße St. Denis. Als nach Sedan Trochu's Befehl erging, daß Deutsche nur gegen persönliche Aufenthaltsbewilligung bleiben dürften, erhielt ich eine solche vom Polizeicommissär meines Viertels. Darauf erschien ein zweiter Befehl Trochu's, der nochmals einschärfte: es müsse binnen drei Tagen fort, wer nicht von der Regierung selbst eine besondere Erlaubniß auswirke. Ich begab mich auf die Polizeipräfektur. Daselbst war eine Verordnung angeklebt, nach der jeder Deutsche, der bleiben wolle, eine Bürgschaft stellen müsse in Person von drei notablen Angesessenen. Ich verschaffte mir die drei Bürgen. An demselben Abend neuer Erlaß des Polizeipräfekten Keratry: daß alle Deutschen binnen 24 Stunden fortmüßten. Wiederholt begab ich mich auf die Präfektur in Begleitung meines Schwiegervaters und meiner Bürgen. Ich erhielt eine neue vollständig ausgefertigte Erlaubniß zum Bleiben, vom Obersekretär Keratry's, Hrn. Bartholy, unterzeichnet. Das war am 6. Sept. Am 11., einem Sonntag, waren wir bei der Großmutter meiner Frau in Maison Lafitte gewesen, und hatten dieselbe mit uns in die Stadt gebracht. Nach Hause gekommen, begeben wir uns ermüdet zu Bette. Da reißt es Nachts um 12½ Uhr an der Klingel. Es ruft: „Oeffnet im Namen des Gesetzes!" Ich werfe rasch ein Kleidungsstück um und öffne. Hereinstürzen ein Kommissär und sechs Mann Nationalgarde. Ersterer herrscht mich an: „Haben Sie eine Ermächtigung, in Paris zu bleiben?" — „Ja wohl!" — „So zeigen Sie her." — Ich präsentire meinen Schein. Er schiebt ihn in seine Tasche, ohne nur einen Blick hineinzuwerfen. Nun gab er seinen Leuten Befehl Alles zu durchsuchen. Meine sämmtlichen Effekten und Möbel wurden geöffnet und durchwühlt, alle meine deutsch geschriebenen Briefe weggenommen, ebenso ein kleiner Revolver. Das Alles ging in Gegenwart meiner vor Schrecken halb todten Frau vor, die in gesegneten Umständen war und in demselben Zimmer im Bette lag. Man verhaftete mich nun und führte mich trotz alles Flehens weg. Es war eine jammervolle Scene, wie meine Frau und die alte Großmutter klagten, als ich ohne jede Erklärung, ohne jeden Verzug, mitten in der Nacht von ihnen weggerissen ward. Unten an der Thüre warteten noch 30 Mann Nationalgarde, umringt von einem Volkshaufen. Von allen Seiten rief man: „Espion prussien", ohne den Schutz der Wache hätte mich die Menge sicher todt geschlagen. Zuerst brachte man mich auf die Wache des Boulevard Bonne Nouvelle. Hier ward ein Protokoll aufgenommen, in dem es hieß: man habe Waffen bei mir entdeckt, und ich sei ein gefährlicher Mensch. An diesem Posten standen noch mehrere Zellenwagen, alle mit ausgehobenen Deutschen angefüllt. Man schob mich auch in einen, und nun ging es nach der Präfektur. Alle Straßen

ertönten vom Lärm der Nationalgarden und von Zellenwagen, die solche Gefangene einbrachten. In der Präfektur angekommen, wurden wir reihenweise im Hofe aufgestellt. Viele waren nur aufs Dürftigste mit dem Nachtkleide bedeckt, in dem sie aus dem Bett gerissen worden. Als ich mit meinem Nachbar ein Wort sprechen wollte, herrschte mich der Aufseher an: „Maul halten, da hinten!" Nun kam die Reihe an mich, vorgeführt zu werden. Von allen Seiten rief es um mich her: „Das ist ein rechter, der kommt auch nicht wieder heraus; ja er kommt heraus, aber um gehenkt zu werden." Man durchsuchte mich, nahm mir Geld und Uhr ab und schickte mich in Zelle Nr: 86. Ich war noch glücklich. Viele Hunderte kamen in eine Art von großem Stall auf Stroh. Vergeblich reklamirte mich mein Schwiegervater, der sich in seiner Uniform als Nationalgardist auf die Präfektur begab. Sechs Tage hielt man mich in der Zelle eingesperrt. Nur zweimal gelang es meinem Schwiegervater, mir durch die Luke einige Worte zu sagen. Am sechsten Tag erklärte man mir, daß ich über Rouen fort müsse, und ließ mich unter Begleitung von zwei Agenten noch auf eine Stunde nach Hause gehen!" —

An einer anderen Stelle erzählt Bamberger einen weiteren Fall von Jemandem, der wie ein Verbrecher in ein Gefängniß abgeführt worden und selbst dort noch keine Ruhe hatte; lassen wir den Unglücklichen selbst sprechen:

„In der Nacht ward ich dreimal aus meiner Zelle geholt, um weggebracht zu werden, und dreimal wieder hineingeschickt. Zugleich amüsirten sich die Nationalgardisten der Wache, mich auf jede erdenkliche Weise zu foltern und zu hänseln. Ich wandte ihnen den Rücken. „Ah, er kehrt uns den Rücken; schon gut, er wird ja füsilirt — nein, man soll ihn an den Füßen aufhängen". Endlich zum viertenmal ward ich in den Hof geführt, um mit vielen Andern in einem Zellenwagen zur Eisenbahn transportirt zu werden. Hier erlebte ich etwas Gräßliches. Ein Deutscher, ein kranker alter Mann, wand sich verzweifelt an der Erde. Er hatte nichts auf dem Leib, als ein Hemd und ein Nachtkamisol. Er rief auf Französisch: „Ich bin 64 Jahre alt, wohne seit 54 Jahren in Frankreich, ich bin mit einer Französin verheirathet, ich habe zwei Söhne in der französischen Armee." Händeringend fiel er auf die Kniee, und bat, ihn da zu lassen. Aber nichts half. Er fiel in Ohnmacht; der Kommandant rief: „Man bringe ihn weg." Nun bekam er einen furchtbaren Nervenanfall. Man legt ihn an die Wand, schüttet ihm einen Eimer Wasser über den Kopf. Er bleibt unempfindlich. Einer öffnet ihm den Mund, und ruft: „Ich denk', er ist fertig" (je crois qu'il est fini). So verließ ich den Unglücklichen, als man mich in den Zellenwagen schob. Wahrscheinlich ist er gestorben. Diese Schreckensscene und die Wildheit der Umgebung wird mir nie aus dem Gedächtniß schwinden. Es war entsetzlich. Bis zum letzten Augenblick wurde ich aufs Roheste behandelt. Der Eisenbahnzug war ange-

pfropft mit Leidensgefährten. Jeder hatte von andern Mißhandlungen zu erzählen. Zwei Wagen waren ganz angefüllt mit Frauen. Eine derselben war am Sonntag auf dem Spaziergang vom Arm ihres Mannes weggerissen worden. Ich traf unter andern auch den zweiten Diener des deutschen Hilfsvereins. Man hatte erst ihn verhaftet, später auch seine Frau und Kinder vertrieben, er wußte nicht, was aus ihnen geworden war. Sein Hauseigenthümer in der Rue d'Allemagne (wo die unbemittelten Deutschen wohnten) hatte ihn und seine Möbel auf die Straße geworfen, wo er vom Pöbel die ärgsten Mißhandlungen zu erdulden hatte. Drei Tage lang hielt man ihn auf dem Posten gefangen, wo er unter den Augen seines Miethsherrn, der zugleich Offizier in der Nationalgarde ist, die ganze Zeit über mit Kolbenstößen traktirt wurde. Mit Mühe und Gefahr gerieth ich in Havre, wo mich wieder die Menge bedrohte, fährt Herr W. fort, aufs Dampfschiff nach London, wo ich endlich Athem schöpfte. Ich bedurfte vieler Tage, ehe ich körperlich und geistig wieder zu mir kam. In einer Londoner Restauration, wo die Ausgetriebenen zusammen kamen, traf ich eine Menge junger Leute, die kein Wort Deutsch konnten. Sie waren aber als Söhne von Deutschen doch fortgeschafft worden." So weit die Erzählung W.'s, der am Schluß bemerkt: es sei ihm noch durch die Protektion seines Schwiegervaters verhältnißmäßig gut gegangen; von seiner Frau habe er nichts mehr gehört. Er vermuthe, es schmachte noch mancher Deutsche in Pariser Gefängnissen.

Aber nicht nur in der französischen Hauptstadt wurde so bodenlos gemein gegen die Deutschen verfahren, auch aus allen andern Orten liegen ähnliche Berichte vor, aus welchen nur zu sehr zu erkennen, wie weit der Fanatismus das ganze Volk beherrschte. So theilt die „Norddeutsche Allgemeine-Zeitung" vom 5. Oktober aus zuverlässiger Quelle folgende Fälle aus Lille mit:

„Ein sich in dortiger Stadt aufhaltendes deutsches Dienstmädchen, welches sich bei dem Banquier Perot in Dienst befindet, ist vom Volke geschlagen worden. — Ein deutscher kleiner Händler, welcher mit Spielsachen 2c. Handel treibt, wurde durch einen Messerstich verwundet. — Ein Herr Trautvetter aus Preußen, Sohn des verstorbenen Geh. Rathes gleichen Namens aus Glogau, seit 10 Jahren Chef einer Abtheilung in dem großen Geschäft der Herren Desiai Frères bei Lille, wurde am 7. August gleichzeitig mit dem Consul Stahr ins Gefängniß geworfen, und zwar unter dem Vorwand, mit Frankreichs Feinden im Einverständniß zu sein und den Kaiser beleidigt zu haben. Der Genannte war 14 Tage in Untersuchungshaft, wurde zu 8 Tagen Gefängniß, Kosten und Ausweisung verurtheilt und wurde „gebunden" zur Grenze transportirt. Im Gefängniß wurde derselbe Dieben und Vagabunden gleichgestellt". —

Einen weiteren Belag entnimmt die „Neue Preußische-Zeitung" vom 26. Oktober 1870 dem „Frankfurter-Journal", welches über die Ausweisung von Deutschen aus Dreux Folgendes berichtet:

„Dieselbe war die Folge eines in der Nähe vorgefallenen unbedeutenden Gefechts unserer Truppen, welche übrigens die Stadt nicht weiter bedroht haben, mit National- und Mobilgarden. Als sich die Stadt bedroht glaubte, hatte man zwar die guten Dienste der Deutschen als Dolmetscher verlangt, nach Beseitigung der Gefahr erblickte man aber nur noch Verräther und Spione in ihnen, verhaftete sie und führte sie gebunden nach dem Gefängnisse. Hier wurden sie gerade nicht schlecht behandelt, allein man erklärte ihnen mit aller Bestimmtheit, daß sie erschossen werden würden! Glücklicher Weise besann man sich doch eines Besseren und schaffte sie nach fünftägiger Haft, mit schweren Ketten belastet, nach der belgischen Grenze, wo sie sogar ihre Koffer vorfanden."

Ein Blick in die Zeitungen jener Monate belehrt, daß es ein Leichtes wäre, noch Tausende von hieher gehörigen Fällen anzuführen. — Die Austreibung der Deutschen aus Frankreich während des Krieges von 1870 ist mehr wie alles Andere Beweis, daß die Franzosen der Civilisation voranmarschiren, — denn von derselben eingeholt scheinen sie wahrlich noch nicht zu sein.

Wir kommen nun auf ein anderes, auf das Gebiet wahrer

Kriegsverwilderung.

Alles, was an Verworfenheit und Brutalität nur möglich, Beraubung von Verwundeten, Mißhandlung bereits Sterbender, Verstümmelung bereits Verblichener, Gemeinheiten, wie sie kaum können gedacht werden, sind vorgekommen. Die Feder sträubt sich fast, Züge solcher Entartung wiederzugeben, wie sie die entfesselten Leidenschaften im jüngsten Kriege zu Tage gefördert haben.

Das „Frankfurter-Journal" vom 6. Dezember berichtet aus Karlsruhe eine Meldung aus einem Feldpostbriefe aus Dijon:

„Garibaldi's Schaaren haben nach dem famosen „Ueberfall" in Chatillon wieder folgendes Stückchen geleistet. Nach dem Gefecht bei Dijon war in der Dunkelheit des Abends des 26. November der verwundete badische Major W. nicht mehr von den Seinen aufgefunden worden. Garibaldianer brachten ihn in ein Dorf, wo ihn andern Tages die Unsrigen fanden; aber die Helden Garibaldi's hatten doch noch Zeit gefunden, ihn um seine Börse (500 Frs.) und Uhr (Revolver selbstverständlich) und sogar um sein Hemd leichter zu machen."

Ferner berichten, wie die „Berliner Börsen-Zeitung vom 14. Oktober 1870 erzählt, mündliche Erzählungen aus dem Felde zurückgekehrter Kölner und Briefe von dort manches Charakteristische über den Grimm, von welchem die Söhne und Töchter der großen Nation hin und wieder gegen unsere deutschen Truppen erfüllt sind. — So schreibt ein vor Metz liegender Artillerist, daß sich vor einigen Tagen ein Weib zu ihnen gesellt und Brantwein zum Kauf angeboten habe. Die Soldaten hatten das Weib umringt; als aber der Erste das

dargebotene Gläschen an die Lippen gebracht, habe er dasselbe mit Widerwillen abgesetzt und seinen Kameraden zum Beriechen hingereicht. Aller Augen wandten sich der zum Tode erbleichenden Verkäuferin zu. Man ergriff sie, nahm ihr den Krug ab und fand bei näherer Untersuchung den Boden desselben mit abgebrochenen Köpfen von Zündhölzchen bedeckt. Die Attentäterin wurde zum nächsten Offizier geschleppt. — Aus Champey schrieb ein Unteroffizier hierher: „Wir sind unseres Lebens fast nicht mehr, sicher: soeben noch wurde ein Armee-Gendarm vor unserer Thür erschossen, und als darauf unser Offizier hinauseilte, um sich nach dem Spitzbuben umzuschauen, pfiffen ihm zwei Kugel an den Ohren vorbei. Leider waren die Thäter nirgends zu finden."

Zur weiteren Charakterisirung der Französischen Kriegführung theilt die Magdeburger Zeitung vom 8. Februar 1871 folgende Thatsache aus dem Briefe eines Landwehrmannes mit: „Als der Zug mit dem Nachschub und den Reconvalescenten, welche wieder in ihre Truppentheile eingereiht werden sollten, beinahe Gondreville erreicht hatte, hörten wir heftiges Schießen. Der Zug hielt, wir stiegen aus und gingen im Laufschritt vor, um wo möglich in das Gefecht mit einzugreifen. Es war der bekannte Angriff auf die Wachtmannschaften, welche bei der Moselbrücke stationirt waren, versucht worden. Ein Mann lag schwer verstümmelt todt am Boden, ein anderer, dem die Ohren abgeschnitten und der Mund aufgeschlitzt war, rang mit dem Tode, während andere an Brust und Beinen durch mehrere Stiche verwundet waren.

Genaueres über diesen letzten Vorfall bei Gelegenheit der Sprengung der Moselbrücke bei Fontenay giebt die „Breslauer Zeitung", welcher die „National-Zeitung" vom 31. Januar 1871 folgenden detaillirten Bericht entnimmt:

„Rheims, 23. Januar. Wir fuhren gestern Morgens 5½ Uhr von Nancy ab; es war der gewöhnliche Postzug, der Abends in Lagny eintreffen soll. Zwischen den Stationen Leverdun und Fontenay kommt dem Zuge ein Landwehrmann vom 57. Regiment entgegen und ruft uns aus Leibeskräften Halt zu, weil Franctireurs die nächste Station Fontenay überfallen und die Besatzung, einen Vicefeldwebel und gegen 60 Mann überrumpelt hätten. Zum Glück fuhr der Zug sehr langsam, so daß er bald zum Stehen gebracht wurde. Darauf hieß es: „Alle Soldaten aussteigen." Es stiegen leider gar wenig aus, kaum 50 Mann, Rekonvalescenten aus allen Regimentern und Truppentheilen. Es wurde rangirt, ein Hauptmann vom 46. Regiment übernahm das Kommando über das Ganze, ein Premier-Lieutenant nahm das Gros, und ich mit 16 Mann die Avantgarde, später traten noch 8 Mann zu mir. — Es war kurz nach 6 Uhr, als die Expedition begonnen wurde und noch stockfinster, das Terrain sehr ungünstig; auf der rechten Seite der Bahndamm, die angeschwollene Mosel, auf der linken Seite ein bedeutender, bewaldeter, und nach dem Bahndamm steil abfallender

Höhenzug. Soweit möglich, ließ ich durch Seitenpatrouillen das Terrain absuchen. Wir hatten uns kaum 1000 Schritt Fontenay genähert, als es zweimal hell aufblitzte; darauf zwei heftige Kanonenschläge, mit denen die Brücke bei Fontenay in die Luft ging. Der erste Bogen auf uns zu war vollständig zertrümmert. Anfangs glaubten wir, es sei ein Allarmschuß aus Toul, das eine Stunde entfernt war, als wir um eine Ecke bogen, sahen wir, obwohl es noch ziemlich dunkel war, daß die Brücke gesprengt sei. In dem Dorfe rechts von der Mosel, ungefähr noch 1000 Schritte von Fontenay, wurde Sturm geläutet, als man uns kommen sah. Wir hatten uns etwa auf 800 Schritt Fontenay genähert, als meine linke Seiten-Patrouille Feuer aus dem Dorfe erhielt; ich bekam, wie schon erwähnt, acht Mann Verstärkung und schwärmte mit meinen Leuten aus. Wie die Katzen gingen die Leute den steilen Abhang hinauf und wir breiteten uns auf dem Höhenzuge aus, während das Gros langsam auf dem Fahrdamme vorging. Als ich von dort aus bemerkt werden konnte, wurde die Glocke angeschlagen, was schleunigst im Nachbardorfe Gondreville wiederholt wurde. Das Feuer wurde lebhaft — wir avancirten rasch in den Weinbergen über Mauern, die die Berge umgaben, hinweg. Ich suchte das Dorf in der linken Flanke zu umgehen, hierauf zogen die Franctireurs deren ich 14 zählte, an der Mosel entlang unter stetigem Feuer auf Gondreville ab. Ein Soldat vom 107. Regiment verwundete einen Mann, den aber seine Kameraden mit fortnahmen. Ich wurde durch die Weinberge und die vielen Mauern sehr aufgehalten, so daß wir dem Feinde nichts anhaben konnten. Ich suchte noch das Terrain bis an die Mosel ab, kam an die zerstörte Brücke, die regulär gesprengt war, was bewies, daß die Bande einen Sachkundigen bei sich gehabt hat. Etwa 100 Schritt weiter fand ich einen von der 57er Landwehr, die in Fontenay den Bahnhof besetzt gehalten hatte. Der Mensch sah schrecklich aus, vollständig geplündert bis auf Rock und Hose, hatte man ihm den Hals aufgeschnitten, noch mehrere Stichwunden versetzt, und das Tollste die Hunde hatten ihm das rechte Ohr weggeschnitten. Zwei Verwundete, die noch im Dorfe aufgefunden wurden, waren ebenfalls furchtbar zugerichtet. Ein Detachement Infanterie kam aus Toul zu Hülfe, das Dorf Gondreville, worin sich noch einige Franctireurs festgesetzt hatten, wurde genommen. Es wurden außer zwei Franctireurs, welche beide, als sie ausreißen wollten durch Schüsse in die Beine schwer verwundet worden waren, noch der Maire und der Schullehrer, sowie die Bewohner einer Mühle von uns mitgenommen. Der Maire mußte eigenhändig dem Landwehrmanne das Grab graben. Ich vernahm einen der verwundeten Franctireurs, einen Savoyarden, der aussagte, daß die ganze Bande 1000 Mann stark gewesen sei und zum Korps Garibaldi's gehört habe. Sie seien zwei Tage vorher aus der Festung Langres auf-

gebrochen. Die Zahl der Franctireurs mag sehr übertrieben angegeben worden sein; immerhin muß jedoch der Trupp stark gewesen sein, da das Detachement in Fonteuay von ihm aufgehoben wurde. Die Gesellschaft, die wir noch antrafen, bildete wohl die Arrieregarde, die die übrigen vor rascher Verfolgung unsererseits decken sollte. Unsere Lage war eine ziemlich kritische; finstere Nacht, nur Berge, Wald und die Mosel, dann ein ziemlich starker Zug Civilisten, darunter viele Franzosen und Frauen, die entsetzlich lamentirten; das versetzte uns in eine keineswegs angenehme Stimmung. Die Franctireurs hatten Gewehre à la tabatière; ich fand auf dem Wege nach Gondreville noch einige von ihren Patronen vor, deren Kugeln doppelt so stark als unsere Zündnadelgeschosse waren. Wir mußten nun nach Nancy zurück."

Weitere Gräuelthaten berichtet bereits unter dem 4. Januar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung:"

„Metz, 30. December. Ein schaudererregender Fall hat sich hier vorgestern ereignet. Derselbe liefert wieder einen traurigen Beleg für den Fanatismus, von welchem die französische Bevölkerung gegen uns erfüllt ist, ohne je zu berücksichtigen, daß dieser Fanatismus, da, wo er sich thatsächlich documentirt, nur ihr selbst zum Verderben gereichen kann. — Am genannten Tage, dem 28. d., fand man Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr einen preußischen Landwehrmann vom 59. Regiment todt in einem Hofe liegen; oberhalb der Schläfe war das Gehirn etwa zwei Fäuste dick herausgequollen. Die sofortige ärztliche Untersuchung constatirte, daß hier Todtschlag vermittelst einer Holzaxt, und zwar erst etwa eine halbe Stunde vorher, stattgefunden habe. Nach den vorhandenen Blutspuren muß die gräßliche That in dem Zimmer geschehen sein, in welchem der Ermordete einquartiert war, und hatte man ihn offenbar auf den Hof geschleppt, um diese Vermuthung von vornherein abzuschneiden. Nach allen sonstigen Verdachtsspuren ist der Hauswirth und Quartiergeber des Ermordeten der Mörder oder wenigstens Mitschuldiger. Derselbe war nämlich, als man die Leiche fand, ebensowenig wie seine Familie zu bemerken, wurde aber nach kaum einviertelstündigem Suchen und nachdem man mehrere Thüren im Hause erbrochen, in demselben versteckt gefunden und sammt seiner Frau und zwei Söhnen, die sich in einem gegenüberliegenden Hause versteckt hatten, zur Haft gebracht. Der ermordete Landwehrmann war 36 Jahre alt und hinterläßt eine Frau und fünf Kinder. — Wir wollen hier auch gleich erwähnen, daß in Eggenstein, einem Rheinorte in der Nähe von Karlsruhe der Strom die Leiche eines preußischen Infanteristen vom 67. Regiment an's Land getrieben hat. Die Leichenschau ergab, daß der Verunglückte ermordet worden. Es waren ihm hinterrücks mit einem stumpfen Instrumente der Schädel zerschmettert und auch sonst noch Wunden beigebracht worden. Amtliche Recherchen haben die Person des Unglücklichen festgestellt.

Wahrscheinlich hat er im Elsaß am Rheine Posten gestanden, ist meuchlerisch erschlagen und dann in den Rhein geworfen worden."

Auch die „Neue Preußische Zeitung" spricht sich am 1. Februar ähnlich bei Mittheilung folgenden Falles aus:

Nach vielseitiger Mittheilung sind auch hier schändliche Barbareien von den Franzosen, nicht von Turcos, verübt worden. Hauptmann Weber war am 31. Dezbr. schwer verwundet niedergesunken. Als am 1. Januar bei neuem Vorrücken seine Leiche gefunden wurde, waren ihm die Augen ausgestochen, die Flechsen zerschnitten und ausgezogen. Und noch ähnliche Schandthaten gegen Gefallene werden berichtet."

Aber auch deutsche Blätter des Auslandes haben Züge französischer Verwilderung gebracht; so schreibt die in London erscheinende „Deutsche Post" unterm 11 Februar:

„In Montbéliard fanden die Deutschen zu ihrer Entrüstung einen ihrer Leute, dem Nase und Ohren abgeschnitten und die Stirn mit dem Kolben eines Chassepots eingeschlagen war."

Aus Amiens wird der Wiener „Neuen Freien Presse" eine gräßliche Barbarei berichtet, die die „Spenersche Zeitung" vom 21. Januar 1871 wie folgt abdruckt:

„Die dritte Escadron des Rheinischen Ulanen-Regiments Nr. 7. war von dem Oberst-Lieutenant v. Pestel, welcher mit drei Escadronen und einem Infanterie-Bataillon den mehrbesprochenen Zug von Bapaume auf Arras angetreten hatte, zur Recognoscirung vorausgeschickt worden. Das Detachement kehrte nach langem und schwerem Ritte in einem Dorfe ein, stellte Wachen aus, hatte sich aber kaum unter Obdach begeben, als eine große Menge von Mobilgarden und bewaffneten Bauern von allen Seiten auftauchte; die herbeieilenden Ulanen wurden von Flintensalven empfangen und nach kurzem Widerstande sämmtlich, mit Ausnahme der drei außerhalb des Dorfes aufgestellten Wachen, überwältigt. Diese drei jagten sofort zurück und benachrichtigten den Oberst-Lieutenant v. Pestel welcher auch gleich vorrückte, indeß bei den schlechten Wegen erst nach einigen Stunden das Dorf erreichen konnte. Er kam zu spät, um die Gefangenen zu befreien, mit welchem die Mobilgarden alsbald abgezogen waren: in einem Kuhstalle aber fand man, unter Stroh versteckt, die ganz in Stücke zerschnittenen Leichname des Porteépée-Fähnrichs, eines Einjährigen und zweier anderen Ulanen."

Schlagend aber ist die Art des Beweises dafür, daß die Pariser trotz aller Aufregung sich ihr Gefühl für Recht und Menschlichkeit bewahrt hätten; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 28. Dezember entnimmt dem „Journal des Débats" folgende Worte:

„**Als ein Turco neulich auf den Boulevards sich rühmte, er habe den Verwundeten mit dem Daumen die**

Augen aus dem Kopfe gedrückt, wurden die Umstehenden unwillig, und ihr Murren veranlaßte ihn, sich schnell zu drücken."

Wenn es eben nur den Ausnahmen zuzuzählen ist, daß eine Zeitung Entrüstung über ein derartiges Gebahren äußert, wenn im Allgemeinen aber solche Bestialitäten Billigung oder gar noch Belobigung finden, dann vergißt man, daß man im neunzehnten Jahrhundert lebt und glaubt sich zurückversetzt in die Zeiten des barbarischesten Alterthumes, und in diesem selbst sucht man vergeblich ein Analogon zu solchen Bestialitäten.

Im großen Ganzen wie im kleinen Einzelnen charakterisirt sich die französische Kriegführung durch einen nicht geahnten Mangel an jeder Ehrenhaftigkeit: Offiziere brechen ihr Ehrenwort, Soldaten morden, die Bevölkerung thut ein Gleiches und die Regierung, die sich selbst geschaffen, bestrebt sich, mehr und mehr die Leidenschaften zu erregen und die gegenseitige Erbitterung der kämpfenden Nationen zu steigern. Sehr treffend bemerkt in der mehr citirten Depesche Graf Bismarck:

„Diesem Zwecke dient eine Art der Kriegführung, welche den sittlichen Begriffen des Jahrhunderts widerstrebt, und für welche, abgesehen von den eingeborenen afrikanischen Elementen des französischen Heeres, wesentliche Bestandtheile desselben nur durch die Entwöhnung von europäischer Kriegssitte in überseeischen Kämpfen soweit vorbereitet werden konnten, daß sie in den militärischen Traditionen Frankreichs keine allgemeine Verurtheilung mehr findet."

Wir lassen an dieser Stelle einige weitere Züge ehrlosester Art folgen, um nachzuweisen, wie bei verschiedenen Gelegenheiten, auf den verschiedenen Kriegstheatern und unter den verschiedensten Verhältnissen sich französische Hinterlist und verrätherische Schurkerei stets die gleichen geblieben sind, so daß, wo dieselben nicht zu Tage traten, den Ausnahmefällen zugezählt werden kann. So schreibt das „Berliner Fremden-Blatt" anfangs Februar 1871:

„Einen neuen Belag dafür, wie wenig man der Ehrenhaftigkeit der französischen Offiziere trauen darf, **und zu welcher Schändlichkeit dieselben** noch im letzten Augenblicke der Gegenwehr sich **hinreißen lassen**, giebt die nachstehende Mittheilung über den Tod des Lieutenants Assessor W.: Derselbe hatte alle Kämpfe des III. Armee-Corps vom 6. bis 11. Januar glücklich durchgemacht, als er zuletzt noch in einem Walde beim Dorfe Changé, eine Meile östlich von Le Mans, auf eine größere Abtheilung von Franzosen stieß, die, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, mit den Taschentüchern winkten, worauf er mit seiner Compagnie, die er schon längere Zeit interimistisch führte, im Vertrauen auf die ehrliche Gesinnung der Franzosen, ihnen entgegen ging, den betreffenden Offizier aufforderte, ihm den Degen zu übergeben und das Gewehr strecken zu lassen, als jener Schurke Feuer kommandirte und W., durch das Herz getroffen, nebst mehreren seiner Leute leblos niederstürzte."

Weiter theilt die „Deutsche Allgemeine-Zeitung" vom 5. November 1870 folgenden Schurkenstreich mit, der einem Einjährig-Freiwilligen B. zum Dank für seine Menschenfreundlichkeit das Leben kostete. Der Fall wird von einem Verwandten des traurigen Opfers wie folgt mitgetheilt:

„Am 21. October bei einem Patrouillengange vor Saulny bei Metz trat an B. und einen andern Offizier ein verhungerter Ueberläufer der französischen Armee heran; sie erquickten ihn mit Speise und Trank; nachdem er noch die Hand zum Druck gereicht, ging er zurück und schoß von hinterwärts sein Gewehr auf seine Wohlthäter ab. Das Unglück wollte, daß die Kugel B. in die rechte Schulter drang. Der Verräther büßte augenblicklich seine Schandthat mit dem Tode. Der Offizier nebst einiger Mannschaft führten sodann das unglückliche junge Opfer zurück nach Saulny, wo es am andern Morgen verschied. Die Trauerbotschaft meldete Tags darauf der Bataillonscommandeur in außerordentlich theilnehmenden Worten, und rühmte ganz besonders B.'s unerschrockene Tapferkeit und edeln Sinn."

Eine seltene Gemeinheit aber ist der „Allgemeinen Zeitung" zu Augsburg aus Versailles mitgetheilt worden, der sie unterm 24. Dezember die „Norddeutsche Allgemeine" entnimmt:

Uebrigens scheint man völlig zu übersehen, daß die französische Art der Kriegführung eben seit dem Sturze des Kaiserthums einen durchaus neuen, weit unmenschlicheren Charakter als zuvor angenommen hat. Die Bemühungen der HH. Gambetta und Conforten, den nicht in die reguläre Armee enrolirten Theil der Bevölkerung zu Feindseligkeiten gegen die deutschen Heere aufzuhetzen, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Die Mord-Ueberfälle, wie in Ablis und Chatillon, haben sich in letzter Zeit gehäuft, das Franctireurs-Unwesen hat immer größere Ausdehnung angenommen, und es ist bekannt, daß Gambetta in seinen wilden Proclamationen fortwährend den Krieg bis aufs Messer predigt, daß er den Bewohnern des Landes befiehlt, überall bei der Annäherung des Feindes alles Vieh, Heu und alle Lebensmittel, die nicht in Sicherheit gebracht werden konnten, zu vernichten, damit uns eine kahle Wüste entgegen starre. Auf unsere Aerzte und Krankenträger ist seit Weißenburg, Wörth und Sedan, trotz der Genfer Convention, bis jetzt noch in jeder Schlacht von den Franzosen geschossen worden; ganz besonders wieder in den Kämpfen der ersten Dezembertage bei Brie und Champigny, wo französische Verwundete mehrfach drei Tage lang unverbunden auf der Wahlstatt liegen bleiben mußten, weil bei jedem Versuch, sie aus dem Feuer zu holen, mehrere unserer mit der rothbekreuzten Binde bezeichneten Träger zum Opfer ihrer Menschlichkeit wurden. Was vollends Chateaudun betrifft, so ist wiederholentlich der hartnäckige Charakter der dortigen Vertheidigung geschildert. Wenn jede Straße mit Barrikaden verrammelt ist, vor denen sich mit eingemauerten Glassplittern und Nägeln gespickte

Gräben befinden, wenn jedes einzelne Haus als Festung vertheidigt wird und mit stürmender Hand genommen werden muß, so sehe ich nicht ein, welcher andere Weg unsern Soldaten übrig blieb, als Haus für Haus zu erobern und zu zerstören. Dabei bediente sich der französische Anführer, ein Pole, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist, noch einer Kriegslist, die ihm in manchen Fällen vollkommen gelang. Kam ein Trupp unserer Soldaten herangestürmt, so rief er ihnen aus diesem oder jenem Versteck entgegen: „Ist der Lieutenant Müller oder Becker bei euch, Cameraden? Nein! Einerlei, kommt her, hier findet ihr vortreffliche Deckung!" Nahten sich die Betrogenen nun arglos, so sahen sie sich plötzlich von Franzosen in einem Hinterhalt umzingelt und wurden höhnisch niedergemacht."

All' diese Verwilderungen wären aber so anhaltend nicht möglich gewesen, wenn nicht die momentanen Machthaber wie die Presse des ganzen Landes immer wieder von Neuem den Widerstand à outrance gepredigt hätte.

Wir wollen im folgenden Abschnitte zeigen, wie das ganze Land systematisch in diesem Sinne bearbeitet und durch die niedrigsten Lügen, in Zeitungen und Broschüren, durch einzelne leitende Persönlichkeiten wie officielle Erlasse von Behörden zu so schmachvoller Niederträchtigkeit vollständig erzogen worden ist.

Die französische Presse
sowie Stimmen hervorragender Persönlichkeiten.

Bereits vor dem Beginn des Krieges hat es in Frankreich nicht an hetzenden und wühlenden Stimmen gegen Deutschland gefehlt, die mit aller Macht zum Kampfe drängten, gänzlich außer Acht lassend, daß sich das Kriegsglück auch einmal gegen sie wenden könne. Gerade in Frankreich war die Tagespresse keineswegs der unwichtigste Factor unter denen, welche den Ausbruch des Krieges veranlaßten. Während dieses selbst zeigte sie sich ihrer Aufgabe unwürdig. Sie belog und betrog das Volk entweder durch gänzlich falsche Siegesnachrichten oder sie verwirrte und entmuthigte durch übertriebene Schilderungen der Niederlagen, welche immer nur durch die Verrätherei der Anführer und Offiziere verschuldet worden, so daß der Soldat alles Vertrauen verlieren mußte. Das ganze Land kam nicht eher zum Bewußtsein seiner wahren unglücklichen Lage, als bis es zu spät und keine Rettung mehr möglich war. Das plötzlich gestürzte Kaiserthum verwandelte sich wie im Handumdrehen in eine Republik. Die Journale dienten dieser und zwar mit derselben Leichtfertigkeit, Lügenhaftigkeit und Gewissenlosigkeit, wie dem

Kaiserreiche, während die republikanischen Regierungsberichte die des letztern an Lügenhaftigkeit noch übertrafen. Daß Frankreich in solch entsetzliche Lage gekommen, und der Krieg eine so grausige Gestalt angenommen hat, daran trägt die von den Männern des Volks selbst geknebelte und verfälschte öffentliche Stimme, deren Hauptträger die Presse ist, die Hauptschuld, wo nicht die ganze Verantwortung. Die Presse war in Frankreich Ausfluß eines in Lüge und Selbsttäuschung verkommenen Volksgeistes; sie wollte die Thatsachen nach ihrem Gutdünken ummodeln und hielt zuletzt ihre eigenen Lügen für Wahrheit, und die ganze Nation mußte erfahren, was es bedeutet, wenn aller sittlicher Halt verschwunden ist.

Wir beginnen diese Citate mit einer Proclamation der „Liberté", welche diese mit dem Ersuchen an alle Journale abdruckt, dieselbe an der Spitze ihres Blattes zu bringen; das wunderbare Schriftstück ist an die deutschen Soldaten gerichtet und lautet in dem glänzenden Deutsch der Liberté:

AN DIE DEUTSCHEN SOLDATEN.

Ein grosser Theil der deutschen Familien Vaeter, die mit den Preussen einen Vertrag für 3 monate geschlossen haben; die ser Vertrag ist schon zu Ende.

Müde des grausamen Krieges den mit uns Bismark und Wilchelm führen, sie wünschen ihre Waffen nieder zu legen um wie Gaste, dieses iedlen Frankreichs, das die preussische Despoten zu Grunde richten wollen, zu werden. Die preussischen Oberhaupte aber sagen ihren Soldaten dass die Franzosen die Gefangenen erschiessen lassen und des wegen sie wagen sich nicht an uns zu kommen.

Die deutschen Krieger werden hier mit benachrichtigt dass nicht nur sie werden nicht erschossen sondern wir werden sie als Brüder behundeln.

Die französische Republik vertheidigt ihr Leben und ihre Ehre, sie führt den Krieg nur mit den Tyranen, sie reicht aber die brüderliche Hand allen Voelkern.

Einen besser stylisirten, aber weniger harmlosen Artikel hat die „Indépendance algérienne" zu Tage gefördert; derselbe ist aus dieser in fast alle französischen Blätter übergegangen und lautet wie folgt:

„Der Augenblick ist gekommen, die Anordnungen des Generals Faidherbe auszuführen und sofort die Gums marschiren zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß unsere Provinz zehn Gums zu je 200 Mann stellte. Sie wären von Kaids und einigen Offizieren der arabischen Bureaux zu befehligen, welche gut arabisch sprechen. Diese Gums würden nach Lyon gehen, sobald sie bereit sind. Dort kämpfen sie als Plänkler und übernehmen den Dienst der Vorhut, da wir unsere leichte Kavallerie nun einmal nicht zu gebrauchen verstehen. Der nächste Zweck wäre: die Ulanen zu vernichten oder

wenigstens durch einiges Kopfabschneiden einzuschüchtern. In zwei oder drei Gruppen, denen man einige deutsch redende Offiziere und Unteroffiziere beigäbe, werden sie sich in das Herzogthum Baden werfen, wo sie zur Aufgabe haben, den Deutschen das Uebel, das sie uns anthun, zurückzugeben, d. h. alle Dörfer zu verbrennen und alle Wälder anzuzünden — eine Kleinigkeit jetzt, wo das trockene Laub den Boden bedeckt. Der Schwarzwald wird in Brand gesetzt werden und Nachts das Rheinthal erleuchten; darnach werden die Gums ihn umgehen und nach Württemberg kommen, wo sie Alles verwüsten. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird sicherlich deren Abfall herbeiführen.

Die Gums tragen nichts als Patronen bei sich. Ueberall finden sie Lebensmittel; sie verbrennen die Städte und Dörfer erst dann, wenn sie sich auf einige Tage mit dem Nothwendigen versehen haben. Wir werden diesen braven Söhnen des Propheten sagen: Wir kennen euch, wir schätzen euern Muth, wir wissen, daß ihr energisch, ungestüm, unternehmend seid; geht und schneidet Köpfe ab; je mehr, desto höher wird unsere Achtung vor euch steigen. Auf die Nachricht von dem Einfall dieser Afrikaner auf dem feindlichen Boden wird sich ein Schrecken in Deutschland verbreiten und die preußischen Heere werden ihren Abzug von Haus und Hof zu bereuen anfangen, wo ihre Frauen und Kinder mit ihrem Leben die Grausamkeiten ihrer Väter und Männer bezahlen müssen. Fort mit dem Erbarmen! Fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! Keine Gnade für die modernen Vandalen, welche an Ruchlosigkeit die Hunnen und alle Barbaren des Mittelalters übertreffen, die die Wälder Germaniens seit 1400 Jahren über uns ausgespieen haben. Nur ein Einfall in Deutschland kann die Aufhebung der Belagerung von Paris rasch herbeiführen. Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: Tod, Plünderung, Brand!"

Kann man nach solchen Zeilen es noch auf Rechnung der Turkos schreiben, daß nicht nur Leichen, sondern auch Verwundeten in dem Dorfe Coulours bei Villeneuve le Roi die Köpfe, und in dem Dorfe Auxon bei Troyes und anderwärts Nasen und Ohren abgeschnitten worden sind?!

Nicht ganz so arg wie das Hauptblatt Algier's, aber doch immer noch mit dem Refrain, „Alles zu verbrennen, Alles zu plündern" spricht sich bereits am 28. November das zu Marseille erscheinende Blatt „la Revolution" aus in den Worten:

„Kühnheit, Kühnheit und abermals Kühnheit!" — sagte Danton.

Heute handelt es sich nicht darum, Paris zu entsetzen, Metz zu entsetzen. Paris und Metz werden sich noch lange halten; durch ein geschicktes, kühnes Manöver werden sie befreit werden.

Paris und Metz sind zwei uneinnehmbare Festungen. Der Widerstand, welchen Marschall Bazaine und General Trochu den furchtbaren preußischen Heeren siegreich entgegensetzen, beweist es mehr als zur Genüge. Ahmen wir Amerika nach! Was hat den Südstaaten den entscheidenden Stoß versetzt, jenen traurigen Kämpfern für die Sklaverei? Es war der kühne Marsch Sherman's, der durch eine unmögliche Oeffnung (par une trouée impossible), durch unentwirrbare Wälder der Neuen Welt hindurch die Feinde überraschte, welche von so viel Kühnheit bestürzt waren und sich in falscher Sicherheit wiegten.

Mögen die Heere des Rhonethales sich sofort und ernstlich organisiren mit all den Elementen, welche ein wahrer Feldzug erfordert!

Möge ein entschlossener General, Garibaldi zum Beispiele, sich an die Spitze dieses entschlossenen Heeres stellen, das wohlausgerüstet, wohlbewaffnet, mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehen ist; möge dieses Heer, ohne sich um die preußischen Bataillone zu kümmern, welche unsere schönen Provinzen überzogen haben, sich nach dem Rhein hinstürzen; möge es, koste es, was es wolle, auf deutschen Boden übertreten; möge es Zerstörung und Tod mit sich führen; möge es auf Berlin losmarschiren!

Preußen ist erschöpft durch außerordentliche Aushebungen; die lebendigen Kräfte der deutschen Nation befinden sich in Frankreich; Deutschland wird nicht ein Heer dem anderen, wird nicht Zahl gegen Zahl einander gegenüberstellen können.

Entweder gelangen wir siegreich nach Berlin, indem wir auf unserem Wege Alles niederwerfen, Alles verbrennen, Alles plündern (brûlant tout, pillant tout), wie es die Mordbrenner und Plünderer gethan, die unser reiches Vaterland verwüstet und ruinirt haben. Oder wenn wir gezwungen werden, auf dem Wege Halt zu machen, und die Preußen ihrerseits, um ihren eigenen Boden zu vertheidigen, sich genöthigt sehen, zurückzuweichen und die Belagerung von Metz und Paris aufzugeben, dann werden die Vertheidiger der Hauptstadt, die Vertheidiger Lothringens sich hinter den feindlichen Heeren herstürzen; die Loire-Armee wird sich mit ihnen vereinigen; die Armee von Besançon und von Dôle wird das Gleiche thun.

Die Concentrirung aller französischen Streitkräfte wird sich an einem Sammelpunkte vollziehen, und wie in den großen Tagen unserer Geschichte wird Eine blutige, entscheidende Schlacht den Barbaren des Nordens den Todesstreich zufügen und das Vaterland retten!

Also Kühnheit, und keinen Augenblick verlieren! Organisiren wir sofort das gegen Deutschland bestimmte Heer (l'armée de

l'Allemagne)! Erheben wir uns Alle in Masse; marschiren wir, indem wir die Marseillaise singen . . . . nach Berlin! nach Berlin!"

Neben diesen Aufforderungen, Deutschland zu verheeren, finden sich ab und zu auch Mittheilungen in den Spalten französischer Journale betreffs all' dessen, was Frankreich, was speziell Paris von den barbarischen Deutschen Horden zu erwarten hat; so bringt in der „Patrie" eine namhafte journalistische Feder, Herr Weiß, einen geistreichen Beitrag zum Kapitel des höhern patriotischen Blödsinns in etwa folgender Gestalt:

Auch er ist entschieden der Meinung, daß Paris nur siegen oder sterben darf, sintemal die Folgen einer Kapitulation noch viel schrecklicher sein würden als der Tod. Die deutschen Barbaren würden nämlich die armen Pariser vielleicht halbe Jahrhunderte lang fortwährend martern, und nicht blos die Pariser, denn nach dem Fall von Paris würde Frankreich sich höchstens ein paar Monate halten können; verloren wäre es jedenfalls. Schon Louis Blanc entwarf in seinem gestern erwähnten Briefe ein Schaudergemälde von den Schrecken, die der Stadt nach der Kapitulation bevorständen. Ihre Schätze würden methodisch geplündert, ihre Einwohner durch Requisitionen fortwährend ausgehungert, ein beträchtlicher Theil von ihnen würde nach Deutschland ins Exil geführt werden, um Sklavenarbeiten zu verrichten u. s. w., kurz es würden Trümmer auf Trümmer gehäuft werden. Herr Weiß findet diese Perspektive aber noch viel zu rosenfarben. Die Deutschen würden sich natürlich in den Forts festsetzen und Paris, so lange sie wollen, blokirt halten; ganz Europa würde sie nicht daraus vertreiben können. Was also Herr Thiers zum Schutz und zur Rettung der Hauptstadt ersonnen, das würde zur Sklavenkette, zum Joch für sie; die Forts würden das scheußlichste, unversöhnlichste Werkzeug ihres Ruins und mit ihrem Ruin auch des von ganz Frankreich. Ja, was noch mehr, Elsaß und Lothringen würden auf ein halbes Jahrhundert, wenn nicht für immer verloren sein; das Frankreich Heinrich's IV. und Ludwig's IX. wäre auf der Karte getilgt, es bliebe nur das verstümmelte, mißgestaltete, ausgemergelte Frankreich Karl's IV., das sei das letzte Wort der französischen Revolution. Ehe er das erlebt, will Herr Weiß lieber — wenn auch nicht fechten — doch sterben. Vielleicht besinnt er sich am Ende aber doch.

Man sollte kaum glauben, daß Worte wie die oben wiederholten bezüglich der Gums noch einer Steigerung fähig wären. Das Paris-Journal hat bereits unterm 23. Juli 1870 dies Problem gelöst, indem es eine „Marseillaise" veröffentlicht hat, die wir im Nachfolgendem der Vergessenheit zu entreißen beabsichtigen:

1. Auf! auf! die Stunde ist da für großartige Opfer. Der lange zurückgehaltene Haß ruft Kämpfer im Nu herbei, Männer, Greise, Kinder, Weiber. Der Feind kommt und stimmt seine Gesänge an, er wird bald herabgestimmt sein. Wer über unsere

Grenzen kommt, wird hier im Staube schlafen; was tödten kann, wird tödten.

2. Wenn der Feind in der Scheune schläft, legt ohne Zaudern Feuer daran. Um einen solchen Koth wegzukehren, wie, sollte man sich etwa noch besinnen! Wer an Frankreich rühren will, kann im voraus sicher sein, daß er auf unseren Misthaufen röcheln wird. An jedem Ast soll einer von ihnen hängen! Der Herr giebt vollste Freiheit des Thuns den Wölfen, die ihr Lager vertheidigen.

Ohne Rast noch Ruhe haltet ein Treibjagen auf sie, versteckt euch in jedem Dickicht; sie zu tödten wird eure Aufgabe, die Landstraßen sind eure Werkstätten. Beginnen wir alle die große Jagd, und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn wir, nachdem wir ihnen die Mistgabel in den Bauch gejagt und sie in ihrer Höhle aufgespießt, nicht bei ihnen bleiben. —

Diese Lehren sind, wie man deutlich sieht, nicht etwa für das Heer, sondern für den Pöbel der Städte und Dörfer bestimmt; sie predigen den Meuchelmord ganz unverhüllt. Wenn jemand in unserem Vaterlande sich so nichtswürdiger Hetzereien erfrechte, so würde die öffentliche Meinung ein fürchterliches Gericht über ihn halten. Aber in Paris, in der angeblichen Hauptstadt der Europäischen Geistesbildung darf so etwas an der Spitze eines Zeitblattes sich breit machen.

An diese bis hier aufgeführten Beispiele französischen Größenwahnsinnes lehnen sich noch andere von z. B. sogar Philosophen mit bedeutenden Namen, wie der gegenwärtig in Florenz lebende Michelet; derselbe hat vor Kurzem in italienischen Blättern mit großem Pomp sein neuestes „Werk" ankündigen lassen, das sich schließlich aber als ein Büchlein von kaum hundert Seiten herausgestellt hat; aber auch dieses enthält trotz seines geringen Umfanges eine solche Menge Blödsinn, daß reichlich eine ganze Bibliothek langweiliger Bücher dadurch zu einer erheiternden Lectüre umgeschaffen werden könnte. Zur Probe theilen wir folgende Stelle mit:

„Es ist bewiesen, festgestellt, zugestanden, sicher, offenkundig, sonnenklar, daß drei oder vier Jahre lang (1867—1870) die Spione Preußens Frankreich beobachtet haben, das arglose, gastliche Frankreich, welches sie auf's Beste empfing, aufnahm, Nichts verbarg.... Ich habe viele Geschichten gelesen, aber keine gleich dieser. Nein, in der ganzen Weltgeschichte trifft man nichts derartiges wie diese Sache, die so lange, in so großem Umfange betrieben worden ist, man darf sagen, durch ein ganzes Volk wohlaufgenommener Reisenden, oder vielmehr durch ein ganzes Volk ehemaliger Gäste, unsere Handelsleute, unsere Arbeiter, unsere Diener, einen ganzen befreundeten Stamm." Zwei Species müssen unterschieden werden: der Reisespion und der ansässige Spion. Der „Reisespion" ist meistens ein liebenswürdiger, rothwangiger, blonder Jüngling, der von der Universität kommt mit der Tasche voller Briefe achtbarer Leute. . . . . Ich möchte die Zeit haben, die empfindsame Reise zu beschreiben,

welche (etwa im Jahre 1867) dieser biedere junge Beobachter, Spion, Dichter und Philosoph durch Frankreich macht, die Briefe, die er am Abend schreibt, bald an Herrn v. Moltke, bald an seine Braut. Ein Mann der Bücher und der Scholastik, wie wenig muß er dieses Land verstehen der Spontaneität, unendlicher Nuancen, wo das Beste nicht geschrieben wird. Welche Lügen, welche Dummheiten schickt er nach Hause! Doch die für den Generalstab gesammelten Zahlen werden sich benutzen lassen. Er ist im Stande, die Hülfsquellen anzugeben, welche die Invasion in jeder Stadt, in jedem Hause, in dem Hause, das ihn aufgenommen hat, finden wird. Wer möchte ihm mißtrauen? Er sieht mädchenhafter aus als die Tochter des Hauses, mit der er Clavier spielt. Je schüchterner er erscheint, je linkischer im Benehmen, desto mehr Vertrauen flößt er ein, desto mehr glaubt man, Alles vor ihm sagen zu können."

Ferner hat z. B. Felix Pyat, der Redacteur des Journals „le Combat" seiner fanatischen Wuth Luft gemacht und das leider in einer Art und Weise, daß man sich eigentlich scheut, wenn auch nur reproducirend, dessen Erwähnung zu thun. Dieser Mensch hat es nämlich gewagt, offen zum Königsmorde aufzurufen, indem er „une carabine d'honneur au patriote français qui tuerait le roi de Prusse", versprach. Eine deutsche Feder, ein deutscher Mund sind zu gut, um solche Worte in deutscher Sprache zu wiederholen; mögen sie, ein Brandmal französischer Verwilderung, in französischen Ausdrücken hier angeführt sein! — Es führt diese carabine „d'honneur" auf ein eigenes Gebiet, auf welchem wir leider noch einen Augenblick verweilen müssen: so gab ein anderes Blatt in Paris zur gleichen Zeit wie Herr Pyat die Mittheilung, „es könne zu Ferrières, wo Wilhelm von Preußen zur Zeit wohnte, die Gelegenheit angeben, wo und wie man seiner sich, todt oder lebendig, bemächtigen könne.

„Leider könnten wir eine ganze Reihe solcher Fälle anreihen, in denen Preise auf das Haupt des Königs u. s. w. gesetzt wurden, — doch enthalten wir uns lieber dessen!"

Es ist wahrlich kein Wunder, daß einzelne Fanatiker auf diese Art den allgemeinen Haß zu schüren bestrebt gewesen sind; ja, es erscheint fast verzeihlich, wenn man sich dessen erinnert, daß ganze Körperschaften, wie einzelne Abtheilungen des Freimaurer-Ordens, in noch schärferer und ihren Satzungen so sehr widersprechender Weise das Leben des Königs Wilhelm vor ihr Tribunal zu fordern sich erfrecht haben. Da kann es denn nicht mehr auffallen, wenn ein Einzelner so weit geht, selbst Drohbriefe zu schreiben, wie jenes angenehme Schriftstück, das ein Graf F. Filippi de Fabi, 22 place Napoléon, Cherbourg Anfang August an die Adresse des jetzigen Deutschen Kaisers eingesendet hat.

Es wäre allein ein Buch zu füllen mit all' den Drohungen, welche an König Wilhelm und den Grafen Bismarck seit Beginn des Krieges gerichtet worden sind. Aber nicht genug, daß einzelne Personen von ganz gleichgültiger Lebensstellung, daß dann, wie be-

reits ausgeführt, selbst ganze Genossenschaften zu dergleichen Schritten sich haben hinreißen lassen, nein, auch hervorragend sein wollende Persönlichkeiten, ja selbst amtliche Autoritäten, Präfekten, Generäle u. s. w. bis zum letzten Minister-Präsidenten Napoleons hinauf können, müssen wir — vor dem Tribunale der Weltgeschichte — solcher sie selbst wie den Ruf der von ihnen vertretenen Nation schändender Worte und Aufreizungen anklagen.

Von einem Volke, dessen jüngste Kriegsgeschichte noch die Ausräucherung einer arabischen Höhle voll Kabylen durch den General Pélissier, solche Plünderung eines chinesischen Palastes durch Palikao in seine Annalen, fast mit Stolz, mindestens mit Gloire verzeichnete, von einem solchen Volke konnte allerdings nicht gerade diejenige Moral in der Kriegführung erwartet werden, in deren Besitz Soldaten anderer Völker ihren ganzen Stolz setzen. Nach diesen Antecedenzien mußte man darauf gefaßt sein, eine Art der Kriegführung auch in Europa kennen zu lernen, welche den sittlichen Begriffen unseres Jahrhunderts widerstrebte, und für welche sich nun leider das französische Volk soweit vorbereitet fand, daß es für dieselbe kein Wort mehr der Verdammung besaß.

Wären all' solche Redensarten so erheiternder Natur gewesen, wie Girardin's „Ihr braucht mehr Zeit, den Rhein zu studiren, wie unsere Soldaten, ihn zu nehmen", — dann hätten wir den Franzosen nur Dank sagen können; die Sache aber gewann nur zu bald einen traurigeren Charakter. Ein Minister wie der schamlose Herzog von Gramont, der einen Einfall in das deutsche Gebiet versprach, bei dem „même les femmes" nicht geschont werden sollten, und ein Volk, das von einem so verworfenen Sujet sich einen so vom Zaun gebrochenen Krieg aufzwingen läßt, sind böse Zeichen für Kultur und Sitte der „grande", der „nation la plus civilisée". Wenn der erste Minister des Landes so den Frauen des Feindes droht, dann ist es auch möglich, daß unter seiner Aegide ein Blatt der Hauptstadt, der Gaulois sagen durfte: „daß man, wenn die Preußen vor Paris angekommen seien, zehntausend patriotische Freudenmädchen aussenden solle, um die ganze Deutsche Armee, zu vergiften."

Und den Boden, auf dem solches Unkraut wuchert, sollen die braven Söhne unseres deutschen Vaterlandes nicht entweihen. Auf dieses schmutzige Gebiet wird wohl auch die in einer von Henri de Pène verfaßten Proklamation angeführte Drohung sich beziehen, in deren Worten „moi Peuple, — roi de France" das Versprechen giebt, „den Thaten König Wilhelms nur mit einer Züchtigung antworten zu wollen, deren Erinnerung allein alle zukünftigen Geschlechter entsetzen machen wird. Andere Ausdrücke dieses eben citirten Schriftstückes sind wir aus vielen Gründen nicht im Stande wiederzugeben.

So sind wir denn nach und nach zum Schlusse dieser skandalösen Sammlung französischer Schandthaten gekommen, die wir nicht

abbrechen wollen, ohne einiger Aeußerungen von Persönlichkeiten zu gedenken, die wie General Farre, General Bordone, General Trochu etc. höhere und höchste Kommando-Stellen im feindlichen Heere eingenommen haben.

Daß Alfred Rogat in der Patrie, würdiger Kollege von d'Aviant de Piolant im Français, im ersteren Blatte schreibt: „den Bauern empfehlen wir besonders die Ulanen, diese Räuber; mögen sie dieselben ohne Gnade niederschlagen, wo sie sie immer vereinzelt antreffen", — das läßt betreffs des Herrn Rogat, namentlich was das „vereinzelt" angeht, nicht gerade auf Muth und Ehrgefühl schließen; wunderbare Vorstellungen von diesen beiden ersten Zierden eines Soldaten, eines Offiziers aber erhält man, wenn man folgende Veröffentlichung des Generals Farre in den Liller Blättern durchliest:

„Die Dragoner des Norddepartements sind in wenigen Tagen kühner geworden, als die famosen Ulanen und machen häufige Razzias unter dem Feinde, der uns umgiebt und äußerst ängstlich wird. Heute führten die Dragoner eine höchst merkwürdige Razzia aus. In Quesnel fanden sie 9 Kranke und 45 bis an die Zähne bewaffnete und mit guten Pferden versehene Krankenwärter, welche das rothe Kreuz anlegten, als sie sich cernirt sahen. Unsere Dragoner gaben sich aber mit diesem seltsamen Beispiele der preußischen Ehrlichkeit in Sachen des Völkerrechts nicht zufrieden. Sie ließen die Aerzte, eben so viele Krankenwärter, als Kranke, mit mehr Pferden, als für gesunde Leute nöthig ist, frei und führten den Rest weg. Es ist gut, dieses Beispiel des Mißbrauches bekannt zu machen, welches die barbarischen Horden, mit denen unser Land überschwemmt ist, mit dem heiligsten und würdigsten Verträgen der civilisirten Nationen treiben. General Farre."

So der französische General, der die Wegnahme eines Theiles einer preußischen Ambulanz durch seine Dragoner dadurch zu beschönigen sucht, daß er die „deutschen Barbaren" des Bruches des Völkerrechtes anklagt und seine Soldaten so von einer Handlung der Feigheit rein zu waschen sucht.

Noch „würdevoller" wie General Farre ist in seiner Ausdrucksweise der Generalstabs-Chef des alten Garibaldi gewesen, übrigens ein Individuum, das bereits mehrfach mit der Criminalpolizei in Conflikt gerathen war, bevor ihm die Rolle zufiel, Frankreich retten zu helfen. Es ist dies der General Bordone, ein Unicum unter den Gift- und Schmarotzerpflanzen, welche dem Sumpfe der sogenannten nationalen Vertheidigung Frankreichs entsprossen sind. Bordone hat, wie ebenerwähnt, in Folge seiner unklaren Begriffe über Mein und Dein wiederholt unangenehme Verwicklungen mit der Justiz zu überstehen gehabt. Am 2. d. M. hat dieser Bordone einen Tagesbefehl erlassen, in welchem er den Garibaldianern Kunde giebt von dem Uebertritte Clinchants nach der Schweiz, und nach dem Ausdruck des Bedauerns, daß es Garibaldi nicht gelungen

sei, Clinchant aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, mit folgenden Worten schließt:

„Schwören wir, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Boden Frankreichs gesäubert wird von diesem Haufen von Füchsen und Wölfen, welchen man die Armee des Kaisers Wilhelm nennt: von nun an werden wir auf sie losgehen wie gegen wilde Thiere, denen man, noch wenn sie verendend am Boden liegen, Pfähle und Gabeln in den Leib stößt."

Wenn auch weniger brutal, so doch nicht gerade des Hauptes der Landesregierung würdig hat sich der Vertheidiger von Paris, der seinem neuesten Schreiben nach nicht besiegt worden ist, ausgedrückt; die Gelegenheit dazu gab ihm ein Brief, welchen gleich nach dem Bombardement von Sevres durch die Kanonen des Mont Valérien der Maire dieser Stadt aus eigenem Antriebe, aber durch Vermittelung des deutschen Hauptquartiers, an den General hat gelangen lassen. Der Maire theilte in dem Schreiben an General Trochu mit, daß die Kameraden eine alte Französin getödtet und 27 Häuser von Sevres stark beschädigt, den Preußen aber außer den leichten Verletzungen von acht hessischen Jägern nicht den geringsten Schaden zugefügt hätten — er bäte im Namen der Menschlichkeit und der gesunden Vernunft, besonders aber im Namen des armen Frankreich, in Zukunft dergleichen Schießübungen nicht auf französische Städte zu machen. Mr. Trochu hat darauf geantwortet: Mr. le Maire verstehe den Quark von Kriegführung, und der Brief sei ihm von den Preußen diktirt worden. Im Uebrigen wisse er aber selber am besten, was er zum Wohle des Vaterlandes bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Paris zu thun und zu lassen habe. Die Verwundung von acht hessischen Jägern mache ihn stolz. Bei solchen Erfolgen könnte die Zerschießung von 27 Häusern in Sevres und der Verlust des einen französischen Menschenlebens gar nicht in Betracht kommen. Mr. le Maire sollte an den Wahlspruch der Helden des klassischen Alterthums denken: „Dulce et decorum pro patria mori" und dies Wort auf den Grabstein von Madame setzen lassen. Er weihe ihr eine Thräne und habe keinen heißeren Wunsch, als ebenso süß und ruhmvoll für's Vaterland zu sterben. Im Uebrigen bedauere er nur Eines: seine große Menschlichkeit beim Heranrücken der Preußen auf Paris. Hätte er damals nur auf die Stimmen militärischer Klugheit gehört und alle Städte und Dörfer und Villen und Mühlen und Fabriken und Wälder sechs Meilen in der Runde von Paris außerhalb der Forts niedergebrannt, so hätte Deutschland jetzt längst vor Paris sein Moskau gefunden. So säße der Preußenkönig jetzt nicht in der Präfektur von Versailles, Monsieur nicht in seiner Mairie von Sevres, höchstens weinend auf dessen Aschenhaufen,

wie einst Cato auf den Trümmern von Karthago. Im Uebrigen habe er die Ehre u. s. w.

So steigert sich die Immoralität mehr und mehr, und fast — je höher um so mehr, bis endlich Todtschlag geheiligt, Mord gepredigt wurde, in Worten, die man nicht wiedergeben mag, in Zeitungen, in Büchern, auf den Kanzeln der Kirchen, in den Erlassen der Regierung selbst.

Während Rochefort für jetzt noch ansteht, seinem neuen Blatt den Titel „Königsmörder" zu geben, giebt ein Pariser Buchhändler — Armans le Chevalier, Rue Richelieu 6, ist die Firma und Adresse — ein mit dem Bilde des Grafen Bismarck versehenes Blatt heraus, das mit folgenden Worten die Aufforderung zur Ermordung des Reichskanzlers enthält:

„Preußen hat aus Bismarck seinen großen Mann gemacht, aber am 8. Mai 1866 ward dies Land durch das Loos eines jungen Fanatikers, eines Studenten, in Betrübniß versetzt, der, in Bismarck einen Feind der Freiheit ahnend, fünf Revolverschüsse auf ihn abgefeuert hatte. Blind war einer von dieser enthusiastischen Secte, zu welcher Carl Sand, der Mörder Kotzebue's, Staps, welcher Napoleon in Schönbrunn erdolchen wollte, Oscar Becker, der Urheber des Attentats gegen den König von Preußen, gehörten. Blind täuschte sich nicht, als er glaubte, er habe eine Römische Seele, denn nach seiner Verhaftung wurde er Stoiker und öffnete sich die Pulsader, um dem Henker ein Opfer zu entziehen. Wenn wir heute hörten, daß ein glücklicheres Attentat gegen Bismarck gerichtet worden ist — würde alsdann Frankreich die Großmuth haben, keinen Beifall zu zollen? Denn es ist wahr, daß diese furchtbare Frage des politischen Mordes, so lange, bis sie wie die Todesstrafe und der Krieg aus dem Bewußtsein der Nationen verwischt sein wird, stets eine Frage relativer Moral sein wird! Man würde heute wie einen Heiland den Menschen begrüßen, welchen man einige Monate früher als einen gemeinen Mörder verdammt hätte."

Ein Seitenstück zu so frevelhaftem Treiben giebt das Gebahren der katholischen Geistlichkeit, oder doch einzelner deren Glieder, denn fern sei es uns, einen ganzen Stand in einzelnen Individuen, und seien es auch die verruchtesten, mit einem Schlage verurtheilen zu wollen. Ein in der „Mainzer-Zeitung" vom 21. Januar 1871 zum Abdruck gebrachter Feldpostbrief aus Orleans vom 2. desselben Monats liefert folgenden Kommentar zu unseren Worten:

„Darnach hat auf Weihnachten dort ein französischer Geistlicher („Pfaff oder Teufel", sagt der Briefschreiber, beiläufig gesagt, ein fester katholischer Christ), gepredigt, die Leute sollten frisch wieder unter die Waffen treten, sollten auf Neujahr Abends die deutschen Soldaten holen, ihnen tüchtig zu trinken geben und ihnen dann im Schlafe die Hälse abschneiden. — Es sei ihm jedoch schlecht ergangen, er sei gefangen genommen und erschossen worden. — Diese Menschen,

schreibt er weiter, sind die Teufel, welche den Krieg im neuen Jahre aufrecht halten, es kann keinen Frieden geben durch sie." —

Ein zweiter, ebenfalls von einem katholischen Soldaten herrührender, Brief meldet dasselbe; an der Wahrheit scheint nicht zu zweifeln zu sein. — So thun die Prediger der Liebe und des Friedens! Ist's da noch ein Wunder, wenn blutgierige Fanatiker die greulichsten Thaten des Verraths und des Meuchelmords an unseren Truppen begehen? —

Ferner hat der bekannte Jäger Bombonnet, welcher unter Garibaldi als Oberst kommandirte, im „Salut public" einen Bericht veröffentlicht, dessen Schluß lautet:

„Fort mit den regulären Armeen, fort mit den großen rangirten Schlachten! Preußen soll sich nicht mehr seiner zahlreichen Artillerie in wirksamer Weise bedienen können! Lassen wir den Feind unsere Städte und Dörfer zerstören, machen wir aber eine Wüstenei um ihn herum, indem wir Alles auf seinem Wege vernichten! Jedermann vom 18. bis zum 60. Lebensjahre soll verpflichtet sein, ein Prussien-Ohr zu bringen unter der Strafe, für sein ganzes Leben als Feigling behandelt und mit Abgaben erdrückt zu werden, während die Tapfern und Muthigen von diesen Abgaben befreit werden. In jeder Terrainfalte, hinter jedem Busch verberge sich ein Mann, ein Franzose, im Anstand und auf der Lauer gegen sein Opfer! Alle Waffen sind gut: die Hacke, die Sense, der Hammer, das Gift. Im Hinterhalt ist das glatte Gewehr, das Pistongewehr am besten; mit einer Ladung groben Bleies habt ihr eine wahre Mitrailleuse in den Händen, welche auf 30 Schritt den Tod gegen 10 Mann auf einmal ausspeien kann 2c.

Als letztes Zeichen von der völligen Verwahrlosung französischer Ehrgefühles geben wir nachstehend den Auszug aus einem Circulare, das am 21. November 1870 der Präfekt des Departements Côte d'Or, Lucie Villiard, an die ihm unterstehenden Unter-Präfekten und Maires erlassen hat, und in welchem der Meuchelmord durch Nichtuniformirte empfohlen, als Heldenmuth gefeiert und für jeden einzelnen Fall desselben eine besondere Prämie ausgesetzt wird. Es heißt dort unter Anderem:

„Das Sonderinteresse jeder Ortschaft, wie das Interesse der nationalen Vertheidigung macht es erforderlich, daß die Maires es nicht länger mehr dulden, daß einige hundert Feinde durch kleine isolirte Abtheilungen die Kommunen besetzen und sie ungestraft brandschatzen. Die Regierung kann nicht einem jeden Ort augenblicklich kräftige Hülfe leisten; ein Jeder von uns muß sich in gewissen Fällen selbst schützen, und es ist vorzugsweise eine Pflicht der durch ihre Mitbürger gewählten Maires, sich mit diesen hinsichts der Vertheidigung ihres Territoriums zu verständigen.

Das Vaterland verlangt von Euch nicht, daß Ihr Euch in Massen ansammelt und Euch dem Feinde offen entgegenstellt; es erwartet von Euch, daß drei oder vier entschlossene Männer jeden

Morgen von ihren Kommunen ausgeben und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Ort etabliren, von wo aus sie ohne eigene Gefahr auf die Preußen schießen können; vor Allem müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie nach dem Hauptort des Arrondissement abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie ertheilen und ihre heldenmüthige That in allen Departemental-Zeitungen und dem „Journal offiziell“ bekannt machen lassen.“

Das „Militair-Wochenblatt“ bemerkt zu diesen Worten: „Auch eine Volkserhebung hat im Kriege die Gesetze des Völkerrechts und der Moral zu respektiren. Man kann sich darüber hinwegsetzen, daß die französische Presse mit einem unglaublichen Cynismus oft den Krieg à outrance gepredigt hat, ganz anders aber ist es, wenn Theile der offiziellen Regierung sich nicht scheuen, in öffentlichen Erlassen den Meuchelmord als erste Pflicht des Bürgers zu bezeichnen, ja so weit gehen, Prämien für jeden Meuchelmord auszusetzen und „solchen heldenmüthigen Thaten“ die ehrenvolle namentliche Erwähnung in allen Blättern des Departements in Aussicht zu stellen. Das vorstehende Circular ist wahrscheinlich nur einer von vielen solchen Erlassen, die zweifellos von der obersten Regierung der Republik sanktionirt oder gar veranlaßt worden sind.“

Wir aber schließen die Reihe französischer Barbareien und Kriegsverwilderungen mit diesem fast unglaublich klingenden Aktenstück, indem wir glauben, nunmehr zur Genüge bewiesen zu haben:

„Wie die Franzosen Krieg führen!“

„Wie Frankreich an der Spitze der Civilisation marschirt!“

Druck von R. Bittner, Berlin, Leipziger-Str. 107.